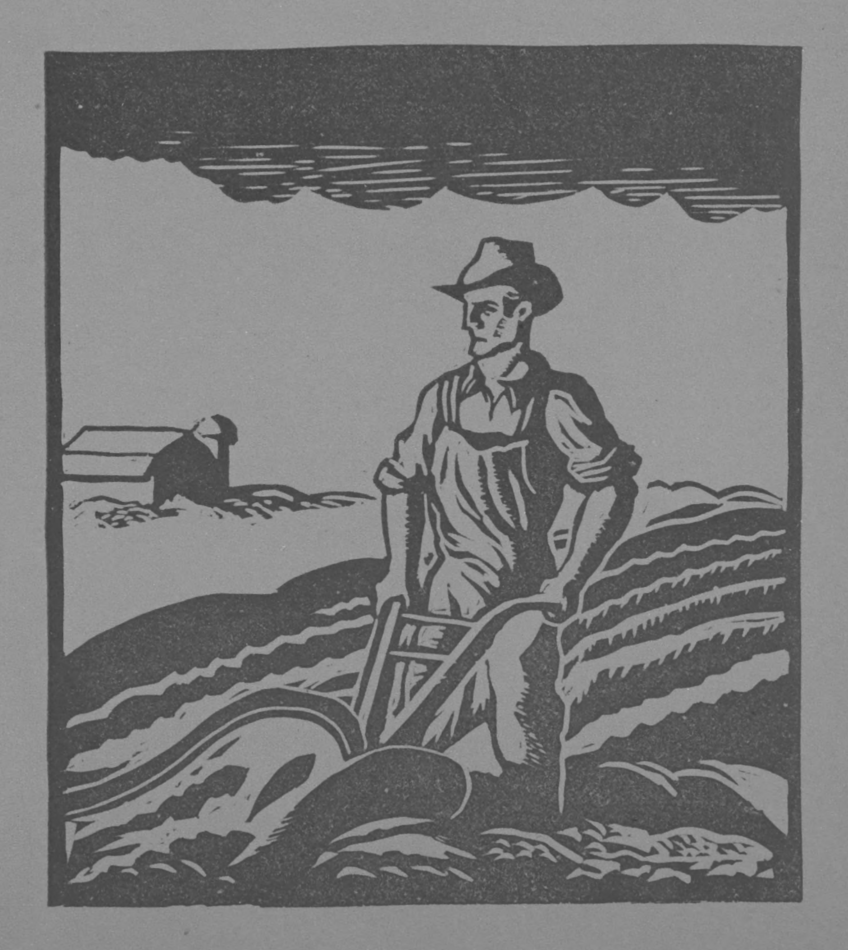
MARIENBOTE



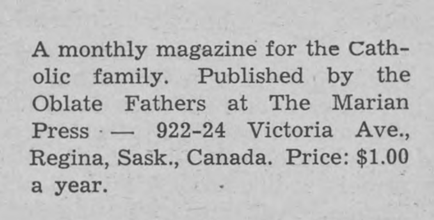
April 1942

INHALT

CONTENTS

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.



A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor

Nr. 7 | April 1942 | 10. Jahrgang

Dies und Das

Unsere Ostern. Es sollte der Christ am Ostermorgen des Karfreitags gedenken. Jenes Karfreitags, an dem die Vöglein erschreckt ihr Frühlingssingen einstellten und die Sonne ihr Antlitz verbarg, um nicht schauen zu müssen die Greulichkeiten von Golgatha, so dass es finster wurde auf Erden.

Was sich in jenen Stunden auf Kalvaria abspielte, war mehr als nur ein Kreuzestod aus Liebe zu uns Menschen. Es war das die Geburtsstunde einer neuen Menschheit, die Geburtsstunde einer "neuen Schöpfung", wie St. Paulus schrieb. Und diese neue Schöpfung, das ist der wiederbegnadete, der religiös und sittlich erneuerte Mensch, dem die Aufgabe obliegt, auch der Welt und ihrer Kultur religiöse und sittliche Erneuerung zu bringen.

Diese Karfreitagswahrheit ist von uns vergessen worden. Und weil wir sie vergessen haben, deshalb konnte es geschehen, dass zwischen dem Ostermorgen des Herrn und zwischen den Osterfeiern der Christenheit unserer Tage ein Unterschied entstanden ist, der uns nicht zum Segen gereicht.

Die Ostern des Heilandes hatten Kraft. Alles Kreuzfeindliche erzitterte vor der Auferstehung des Göttlichen und floh aus seiner Nähe. Unsere Ostern sind anders. Trotz unseres Allelujahsingens, trotz aller Osterworte und allen Sakramentenempfanges merkt man nicht viel von einer neuerstandenen göttlichen Kraft in der Christenheit, die, alles Gottlose zuschanden machend, gleich dem siegenden Frühling Städte und Länder, Völker und Kulturen durchbraust. Im Gegenteil: Immer lauter wird heute von einem "überlebten" und von einem "versagenden" Christentum gesprochen. Und nicht ganz mit Unrecht! Das Christentum von heute ist wirklich am Versagen! Wir sind der Welt nicht mehr wie "andere" Menschen, denen man das Heilige, das Gerechte und das Göttlich-Begeisterte schon von weitem anmerken könnte. Wir sind kein in und durch Christus einheitlich lebendes Weltchristentum mehr. Geistig, politisch und sittlich zersplittert, gleichen wir dem Durchschnittsmenschen dieser Welt. Wie ihm, so ist auch unser Leben in seinen Hauptsächlichkeiten Kampf um Brot und Politik, voll an Schuld, arm an Schuldbewusstsein und noch viel ärmer an Sorge um die Gnade.

Ein derartiges Christentum ist nach menschlicher Berechnung nicht mehr fähig, der Welt jenen Frieden zu bringen, den Christus durch das Christentum in die Welt bringen wollte. Es musste enttäuschen und versagen, so dass andere Lehren die Führung "zu Glück und Frieden" in ihre Hände nehmen konnten.

Der Weg zu Glück und Frieden! Jene Lehren und Systeme, die uns heute hineinführen wollen in das Zeitalter dieser ersehnten Herrlichkeiten, haben es bis jetzt so weit gebracht, dass die Welt in Blut und Trümmern liegt. Und es ist noch lange nicht zuende mit diesem Blut und diesen Trümmern! Denn nicht das Verlangen nach Glück und Frieden: Hass, Rachsucht und Habgier haben die

Spielleitung unserer Welttragödie in ihrer Hand und zu gleicher Zeit auch die Garantie, dass diese Welttragödie so enden wird, wie aller Hass, wie jede Rachsucht und jede Habgier enden muss!

Karfreitag und Ostern. Es gibt keine Ostern ohne Karfreitag, keine Auferstehung des Guten und des Gerechten ohne Verbundenheit mit den Geheimnissen des Leidens und der Wiedergeburt von Golgatha. Denn seit Anbeginn ist es schon so, dass das Elend der leidenden Menschheit seinen Mutterboden dort hat, wo weder Geld noch Macht, weder Reichtum noch jede andere irdische Herrlichkeit helfen oder heilen können. Aus der Gesinnung des Geistes kommen Ungerechtigkeit, Hass und Krieg, und alle unverschuldete Armut und alle Ungerechtigkeit in der Welt haben auch nur dort ihren Anfang. Deshalb ist es zwecklos, nur um Erlösung von diesen Dingen zu kämpfen. Es hat die Welt ja schon so viele Völker und Klassen sich von ihren Ketten "erlösen" sehen, und immer wieder hat sie in das Buch ihrer Geschichte eintragen müssen, dass diese "erlösten" Völker und Klassen nur dann ihre "Erlösung" auskosten konnten, nachdem sie anderen politische und wirtschaftliche Ketten aufgezwungen hatten. Nur dann konnten sie reich und mächtig bleiben, wenn andere arm und rechtlos gehalten wurden. Und so kam es denn, dass der Schrei der Menschheit nach Erlösung nie zum Schweigen kommen konnte. Aus den Hütten und Ländern von gestern wanderte er in die Hütten und Länder von heute. Und morgen vielleicht schon kann er unserer Not sich entringen!

Nicht in der Erlösung von Armut und Elend, in der Erlösung des Geistes von aller ungerechten, von aller gehässigen und selbstsüchtigen Gesinnung liegt unsere Rettung. Und der Weg zu dieser Erlösung, das ist der Weg zum Karfreitag des Heilandes.

Damals, als zur Stunde des Gottestodes schreckende Finsternisse über die Erde sich wälzten, damals ward der Menschheit ein neues, lichtes Leben geboren. Und die strahlende Auferstehung am Ostermorgen machte es aller Welt klar, dass kein Grab und keine Erdenmacht dem Siege dieses Lebens wird Einhalt gebieten können.

Gnade nennen wir das Leben, von dem wir hier reden. Gleich Frühlingsregen begann sich diese Gnade über unsere Jammertäler zu ergiessen, als das Opfer von Golgatha vollbracht war. Und die Menschheit fand durch die Gnade nicht nur Verzeihung und Befreiung von den Lasten ihrer Schuld: Gnade Gottes, das ist viel mehr als nur verzeihende Barmherzigkeit der Himmel. Gnade Gottes, das ist eine neue, göttliche Lebensmacht im Menschen. Eine Macht, die neue Liebe gebiert, und mit dieser Liebe einen neuen Sinn für die Wahrheit, für das Heilige und das Erhabene. Wie das Blut den Körper, so durchrauscht und durchlebt die Gnade den Geist des Menschen, ergreift und treibt aufwärts die Keime des Guten, des Religiösen und des Sittlichen, die in jedem Menschengeiste ruhen. Und das Werk der Gnade, das ist der neue Mensch. Der Mensch, in dem das Göttliche Fleisch geworden, der durch Gottes Begnadung rein und geheiligt, nach dem Worte der Schrift zu leben sich gedrängt fühlt: "Wer gerecht ist, werde noch gerechter, wer heilig ist, werde noch heiliger."

Dass wir die Gnade nicht mehr in diesem Lichte sehen, darin liegt das tragische Versagen unseres Christentums. Was wissen wir überhaupt noch von der Gnade? Gerade so viel, dass wir sie besitzen müssen, wenn wir ins ewige Leben eingehen wollen! Und dass wir "gute Christen" sind, wenn wir im Stande der Gnade uns befinden! Die Hauptaufgabe des Christenlebens aber, die ununterbrochene Arbeit am Wollen und am Wünschen, am Denken und am Handeln, auf dass diese Kräfte, erfüllt und entzündet von der Gnade, immer gnadenhafter und heiliger aus uns wirken und reden, diese Aufgabe haben wir unangetastet liegen lassen. Und so kommt es denn, dass wir die Gnade durch die Sakramente wohl in uns eingehen lassen, zu gleicher Zeit aber doch keine "neuen" Menschen werden. Wir bleiben wie wir waren, und mit uns bleiben Gerechtigkeit, Frieden und Weltordnung, wie auch sie immer auf Erden gewesen sind!

Welch herrlich neue Ordnung könnte die unter alten und neuweltlichen Ordnungen zusammenbrechende Welt dem Christentum absehen, wenn wir wieder verstehen lernten den Sinn und die Verbundenheit der Gnade mit den Geheimnissen des Karfreitags. Wenn wir wieder beichten gingen, nicht aus Gewohnheit oder wegen der Osterpflicht, sondern weil wir eingesehen haben die Notwendigkeit des durch unsere Sünde gebrochenen Sittengesetzes. Wenn wir wieder zum Tisch des Herrn träten, um uns Kraft zu holen zur immerwährenden Kreuzigung des Bösen und des Opferscheuen in uns. Wenn wir wirklich wie "andere", wie von göttlicher Gerechtigkeit durchhauchte Menschen von der Erdengerechtigkeit sprächen und für Erdengerechtigkeit wirkten. Dann würde es geschehen, dass, wie Christus, auch das Christentum mit göttlicher Gnadenkraft die Grabsteine zersprengt, die uns den Weg zu einer schöneren, gerechteren und friedfertigeren Kultur versperren. Dann käme das Osterleben zu uns auf Erden, von dem geschrieben steht, dass es bleiben wird, weil es dem Bösen gestorben ist.

Die Ostern Christi! Weltostern sollen sie werden. Und sie werden es sein, sobald wir nur Christus in uns wieder auferstehen lassen. Sobald wir, durchlebt vom heiligen Hauch des Erlösers und entbrannt von seiner Gnade, der Welt den ganzen Christus wieder vorzuleben begonnen haben. "Brannte nicht unser Herz, als

wir mit ihnen redeten?" werden sich die Kinder der Erde dann fragen. Und sie werden zurückeilen von Emmaus zur heiligen Stadt Jerusalem, um dort zu singen das Alleluja einer neuen Hoffnung und einer neuen Schöpfung, die hervorgehen wird aus den Händen des neuen Menschen.

Der Schriftleiter.

Alleluja!



Schon sehr früh am Morgen, als es eben begann hell zu werden, erbebte das Grab und der Boden um dasselbe herum. Die Soldaten, die beim Grabe wachten, ergriffen erschreckt die Flucht.

Da bist Du aus Deinem Grabe gestiegen mit einem frischen jugendlichen Antlitz und leuchtenden Augen. Unter den Bäumen her, auf deren Blätter die Tautropfen glänzten, bist Du weitergeschritten, und dann den Berg hinan .... fort! Aber nein!

Denn als der Himmel über dem Oelberg sich rosig färbte und ein neuer Morgen tagte, kamen die Menschen zu Deinem Grabe ... und sie fanden es leer. Und plötzlich standest Du vor Maria Magdalena, die heftig erschrak und auf ihre Knie sank, als Du sie bei ihrem Namen nanntest: Maria!

An dem sonnigen Spätnachmittag holtest Du zwei Freunde ein, die nach Emmaus gingen, und die nicht wussten, wie ihnen war, als Du mit ihnen übergingst und später in ihrem Hause am Tische Platz nahmst.

Und Abends standest Du plötzlich in dem Saale, wo Deine Jünger beisammen waren und sagtest ruhig: "Der Friede sei mit euch!" Und Du zeigtest ihnen die Wundmale an Deinen Händen und Füssen.

Für Deine Freunde war dieser Ostertag der schönste Tag ihres Lebens. Denn Du warst auferstanden und sie sahen Dich, schöner als Du je gewesen warst.

Nach all den Leiden, die du ertragen hast, für die Menschen, für uns. In Nazareth hatten die Männer Dich anpacken und den steilen Berg hinunterstürzen wollen, um Dich zu töten. Als Du sprachst über das heilige Sakrament, um allezeit bei den Menschen zu bleiben, haben viele Deiner Freunde Dich verlassen. In Jerusalem haben die Juden Steine aufgehoben, um Dich zu töten.

In der furchtbaren Nacht des vergangenen Donnerstag, hast Du auf den Knien am Oelberg gelegen und Wasser und Blut geschwitzt vor Angst. Und so bitterlich hast Du gefleht zu Deinem Vater.

Einer Deiner Freunde drückte Dir den Kuss auf die Stirne, der Dich Deinen Feinden verriet; Deine anderen Freunde waren geflohen.

Am folgenden Morgen wurdest Du gegeisselt, dass Dir das Blut über den Rücken rann, dann setzten sie Dir die Dornenkrone auf das Haupt.

Zum Tode verurteilt musstest Du das Kreuz durch die Strassen von Jerusalem schleppen unter dem Spott- und Hohngelächter der Menschen. Und dann haben die Soldaten Dich an das Kreuz genagelt mit grossen Nägeln durch Hände und Füsse ... Dann hingst Du am Kreuz von Schmerzen, Durst und Fieber geplagt, stundenlang; während die vornehmen Bürger von Jerusalem da standen und über Dich spotteten.

Dicht beim Kreuz aber stand Deine Mutter, sie sah Dich so furchtbar leiden und konnte Dir doch nicht helfen.

Für die Menschen hast Du das alles gelitten. Denn Dein Vater sah nach Dir und all Deinen Leiden. Und wegen Dir und Deiner furchtbaren Leiden sah er nicht mehr auf die Sünden der Menschen; und schenkte ihnen seine grosse Liebe.

Das Opfer

Erzählung von Anna Höfner.

"Meinst, ich bin ein Weiberleut und muss alleweil in der warmen Stube hocken? Wenn ich ein paar Liter Bier nimmer vertrag' — dann von mir aus! Soll's halt aus sein!"

Kam er in der Nacht heim und sass Burgl nicht beim Tisch, fing er in seinem Dusel zu schimpfen an. "Bist zu faul, um auf mich zu warten? Leg' dich doch lieber gleich beim hellichten Tag in's Bett! Da meint der Doktor noch, ich sei weiss Gott wie gut aufg'hoben bei dir. Du führst die Leut' schön an der Nasen herum."

Burgl schwieg. Das Kreuz, das ihr der Herrgott auferlegt seit Kindestagen, wurde immer schwerer. Dagegen half kein Murren und Klagen. Ungeduld macht es noch schwerer. Am besten, es still weitertragen. Einmal kommt ja doch für jeden Kreuzträger der Tag, an dem der Herrgott die Last wegnimmt . . .

Burgl ging gerade mit einem Korb Holz über den Hof, als die junge Seetalerin mit der alten Einlegerin Wabi, einer Klatschbase schlimmster Sorte, beisammenstand und des Redens kein Ende fand.

"Da siehst es selbst, wie hoffärtig die Bugl ist", sagte die Bäuerin. "Könnt doch auch ein bissl steh'nbleiben bei uns und ein Wört'l mitreden. Und was sie alleweil Holz wegschleppt! Dem Alten ist eine so warme Stub'n net einmal g'sund. Ein bissl ausg'frieren tät ihm gar net schaden für die einwendig'n Hitzen. Unsereinem ist auch oft zu kalt."

"Das will ich meinen! Aber fragen wird dich die Burgl doch, ob sie das Holz nehmen darf?"

"Was dir net einfallt! Die und fragen! Für so was ist sie viel zu hoch d'ran, und so macht sie mir's in allem. Sag' ich dann was, so tut's entweder, als ob's ein Stummerl wär', und schaut mich nur mit grossmächtigen Augen an oder sie gibt mir zur Antwort: Das ist dem Vater sein Austrag. Er verbraucht so weniger als ihm gebührt. Mit solchen Reden speist sie mich ab. Und am meisten ärgert mich, dass ich ihr meine Meinung nie ordentlich sag'n kann; aber sie weicht mir ja aus, wo sie nur kann."

"Weil sie's weiss, dass sie dich damit ärgert. Die ist mit allen Salben g'schmiert, Seetalerin! Faustdick hat's die hinter den Ohren."

"Das wohl! Alles an ihr ist Falschheit und Bosheit. Froh bin ich nur, dass mein Mann zu mir hilft. Wollt ihm's auch nicht raten!"

"Hast recht! So ein gut's Leut, wie du bist und —"

Die Bäuerin tat, als möchte sie weinen. Schluckte ein paarmal und sagte dann: "Komm doch öfter auf ein' Plausch zu mir, gelt? Kriegst schon ein Haferl guten Kaffee. Und auf ein paar Eire und ein Bröckl Schmalz geht's mir auch net zusammen. Wird mir alleweil leichter um's Herz, wenn ich mich zu dir ausred'n kann . . . Und den Dorfleuten, gelt, denen sagst auch, was ich für Fegefeuer aushalt'n muss von wegen der Schwägerin. Ein paar gibt's alleweil noch, die der Burgl die Stang' halten."

"Nimmer viel, Seetalerin, nimmer viel! Ich hab' ihnen schon das rechte Lichtl aufg'steckt."

"Brav, Wabi! Du hilfst halt zu mir! Und wie g'sagt — Jessas, da kommt der Alte! Er braucht uns net zu sehn. Hat so alleweil z'keifen und saust 'n Bauern die Ohren voll, dass ich mehr tratsch' als arbeit'."

"Arme Lies! Aber verlass dich auf mich! Pfüat di'!"

Burgl sah die Alte um die Ecke verschwinden. Sie wusste, was durch sie und die Schwägerin für böse Reden über ihre Person im Umlaufe waren. Wusste, warum die Dorfleute nicht mehr freundlich mit ihr waren und hinter ihrem Rücken leise zischelten. Einmal hatte man es ihr unverblümt ins Gesicht gesagt: "Ist net schön von dir, Burgl, dass du so neidig bist auf die Lies und es ihr net vergönnst, dass sie Bäuerin g'worden ist. Weil du selbst keine bist, meinst du, ihr alle Prügel unter die Füss' werfen zu können. Hätt' es nie g'meint, dass du so eine neidische, alte Jungfer wirst."

Nach solchen Erfahrungen zog sich Burgl noch mehr von den Menschen zurück und wurde immer stiller.

Eines Tages gab es Sturm beim Seetaler. Der zweite Sohn Hans hatte um Geld geschrieben.

Das Gut war infolge seines leichtsinnigen Lebens unter den Hammer gekommen, und nun sollte der ältere Bruder ihm Geld schicken. Er hätte so den Hof um ein spottbilliges Geld übernommen und sei viel besser dazugekommen als er. Nun möge er einen Pack lumpiger Scheine springen lassen, Geld habe er ja so mehr als genug.

"Wer die Habe dieser Welt besitzt und seinen Bruder darben sieht und sein Herz vor ihm verschliesst: wie soll die Liebe Gottes in ihm bleiben? Meine Kindlein, nicht mit Worten oder mit der Zunge lasst uns lieben, sondern in Werk und Wahrheit!"

(1. Joh. 3, 17, 18.)

Der Vater stellte sich auf Seite des jüngeren Sohnes. Schon aus dem Grunde, dass er die Bäuerin ärgern könne, der er es nicht verzeihen konnte, dass sie auf den schönen Hof geheiratet und täglich den Sohn gegen den Vater aufhetzte. Wüste Reden und Schimpfworte fielen zwischen den Streitenden, und in heftigem Zorn verliess Peter die Stube. Die Bäuerin aber zetterte weiter.

"Du bist mir so einer! Möchtest uns anschaffen, das Geld herzugeben und du — der leibhaftige Vater — versaufst es. Du lasst es durch die Gurgel rinnen, Saufbruder, alter!"

"Was hast g'sagt? Wer bin ich? Noch einmal sag's . . ." Der Alte erhob drohend die Hand.

"Noch hundertmal sag' ich's: Ein alter Saufbruder bist, ein —"

Da fasst der Bauer seinen Stock und hebt zum Schlage aus. Die Lies schreit auf und eilt über die Stiege zu ihrem Mann.

"Umbringen will er mich — umbringen!"

Sie klammert sich am Aermel ihres Mannes fest. — Doch plötzlich scheint ihr ein Gedanke zu kommen, der sie höhnisch lachen macht.

"Lass ihn nur herauskommen!" sagt sie heimlich zu Peter. "Unser zwei werden leicht fertig mit ihm. Er wird schneller hinabkommen als herauf."

Schon ist der Alte keuchend und schimpfend auf der ersten Stufe der Stiege, als Burgl herbeieilt.

"Vater, komm' in die Stuben! Schau, du zitterst ja vor Aufregung. — Es könnt' dein Tod sein."

Einen Augenblick zögert der Bauer.

Doch wieder lacht höhnisch die Lies: "Aha, traust dir net herauf! Hast dein' Schneid grad beim Bierkrug, du alter Sauf —"

Da reisst sich der Alte von Burgls Händen los und eilt schnaufend die Treppe hinan.— Burgl läuft ihm nach, — auf einmal ein Schrei . . . Der schwere Körper des Seetalers stürzt die Treppe kopfüber hinab. Wie leblos liegt er da, Blut sickert in Tropfen aus Nase und Mund.

Weinend hebt Burgl seinen Kopf in die Höhe, ruft ihn beim Namen, aber der Vater hört nicht. Man trägt ihn in die Kammer und holt den Arzt. "Ist nichts mehr zu machen!" ist sein Bescheid. "Länger als ein paar Tage lebt er nicht."



Ist der Frühling schon hier?

Der Unglücksfall im Seetalerhof ruft im ganzen Dorf grosse Aufregung hervor. Man vermutet das und jenes, will Näheres wissen. Unter dem Deckmantel geheuchelter Teilnahme kommt man nachfragen, wie es gehe. Der junge Bauer lässt sich nicht blicken, wohl aber die Bäuerin.

"Wie's dem Vater geht? Ja mein, schlecht halt! Recht schlecht. Sterben muss er."

Sie drückt die Schürze an die Augen. Schaut furchtsam um sich. "So ein Unglück! Wenn die G'schicht nur net vor's G'richt kommt! Die Burgl —"

"Warum vor's G'richt? . . . Die Burgl wird doch net . . ."

"Seid's stad Leut'! Ganz stad! Lasst's kein Sterbenswörtl verlauten! Aus wär's, wenn's jemand vom G'richt zu Ohren kommen tät."

Enger schliesst sich der Kreis der Neugierigen, in dessen Mitte die Seetalerin steht.

"Alsdann, was ist's mit der Burgl? So verzähl' doch!"

"Verzählen?" Wieder blickt sie ängstlich hin und her.

"Ja, das ist eine heikle Sach'! Wenn's eins von euch weitersagt —"

"Was meinst denn von uns? Wir sagen nix! Auf Ehr' und Seligkeit."

"Wenn ihr mir das versprecht — dann — dan sag' ich's. Also der Hergang war so: Der Vater hat wieder einmal zu viel getrunk'n. Die Burgl hat's ihm vorg'halten. Da ist er fuchsteufelswild g'worden, hat umeinanderg'haut wie narrisch und auf einmal sagt er: Ich lass mich net schlecht machen von dir. Jetzt geh' ich und häng' mich auf. Die Burgl lauft ihm nach. Ich hab's mit eigenen Augen g'sehn . . . Was weiter g'schehn ist . . . das will ich net wissen . . . Mein Gott, ist's dann ein Wunder, wenn's der Schwägerin einmal zu viel g'worden ist? Alle Tag' einen rauschigen Vater haben, der net weiss, was er redet und tut, das ist keine Kleinigkeit. Leut'! Sie hat so eine himmlische Geduld g'habt. Muss's sagen, wie's recht ist. Wenn ihr dann einmal der Geduldfaden abreisst und sie dem Vater ein' Stosser gibt . . ."

"Marand und Josef! Wenn ich mir das vorstell'! Das eigene Kind . . . Ganz heiss und kalt steigt's mir auf."

"Und so heilig hat's alleweil tun können! Wer hätt' das 'glaubt von ihr! Den leibeigenen Vater umbringen!"

Die Lies nickt bedeutungsvoll

mit dem Kopfe. Versucht zu weinen.

"Ganz ausg'weint hab' ich mich schon. Ich kann gar nimmer. Dafür druckt's mir schier das Herz ab."

Bedauernd schüttelt man ihr die Hand.

"Bist schon recht zu erbarmen, Seetalerin! Aber tröst dich! Alles geht wieder vorüber. Und von wegen dem, was du uns anvertraut hast, brauchst dich net zu fürchten. Wir sind verschwiegen wie's Grab."

Andern Tages weiss es das ganze Dorf: Die Seetaler Burgl hat ihren Vater über die Stieg'n g'stürzt.

Gegen Abend kommt ein Gendarm auf den Hof, stellt ein Verhör an. Befragt auch den Kranken, der wieder bei Bewusstsein ist.

"Was? Ueber die Stieg'n wär' ich g'stossen worden? Na, na! Mich hat niemand g'stossen. Bin schon selbst g'fallen. Das kann ich bei unserm Herrgott beschwören."

Damit ist für das Gericht die Sache erledigt. Nicht aber für die Leute.

"Der Vater hat's halt net zugeb'n woll'n. Das ist klar. Kind ist Kind! Und vielleicht weiss er gar nimmer, was er sagt."

"Da habt ihr wohl einmal den Nagel auf den Kopf 'troffen!" mischt sich die Einleger-Wabi ein, die über all dort zu sehen ist, wo ein paar Leute beisammenstehen. "Der alte Seetaler ist ja schon ganz konfus in sein' Hirnkastl. Wisst's, was er alleweil tut? — Segnen tut er die Burgl! Das ist doch hellauf zum Lachen. Er, der sein Dirndl von klein auf net hat leiden mögen — er tut's jetzund segnen. Da sieht man's doch deutlich, dass er seine fünf Sinn' nimmer beieinander hat."

Ja, der Seetaler tat sogar noch mehr als sein Kind segnen. Er bat es auch um Verzeihung wegen aller Härte, mit der er es zeitlebens behandelt hatte. An der Schwelle der Ewigkeit ist er sehend geworden. Nun erst kennt er es, was für einen Schatz er in seinem Kinde gehabt.

"Ich bin dir ein schlechter Vater g'wesen, Burgl. Viel zu spät seh' ich das ein. Nur die Bub'n sind mir alles g'wesen. Ihr Dank war ein schlechter. An dir kann ich nix mehr gutmachen. Nur eins kann ich noch tun: Den Himmelvater bitten, dass er dich segnet, so wie ich dich segne."

"Vergelt's Gott, Vater! Das ist der schönste Tag von meinem Leben!" dankt Burgl.

Einige Tage später liegt der alte Seetaler unter der Erde neben seinem Weibe. Gleich darauf wird Burgl schwer krank. Zu viel an Leid und Kummer hat all die Zeit über auf ihren Schultern gelegen. Ein schweres Nervenfieber befällt sie. Wäre sie nicht der alten Stalldirn abgegangen, kein Mensch hätte von ihrem Kranksein gewusst. Man bringt sie in das ein paar Stunden entlegene Bezirksspital. Die Bäuerin will sie um keinen Preis daheim behalten und weigert sich, die Pflege zu übernehmen.

Tagelang ist Burgl näher dem Tod als dem Leben. Nur den Mühen des Arztes und der Pflege der Schwestern hat sie es zu verdanken, dass sie die Krankheit übersteht. Schwerer jedoch als der Leib kann die Seele genesen. Sie findet sich im Leid nicht mehr zurecht. Man fürchtet für den Verstand der Kranken.

Endlich wird ihr Trost. Sie erzählt alles, was sie bedrückt, dem Spitalgeistlichen. In dem hat sie nun doch einen Menschen gefunden, der an ihre Unschuld am Tode des Vaters glaubt. Allmählich geht die Genesung vorwärts.

Von daheim kümmert sich niemand um sie. "Unkraut verdirbt net!" sagt die Lies, wenn man fragt, ob sie von der Schwägerin nichts wisse. "G'storben wird's net sein; da hätt' man uns schon verständigt. Bin froh, wenn ich nix hör' und seh' von ihr."

Burgl bleibt als Dienstbote im Spital. Die alte Base war inzwischen auch gestorben. Sie verrichtet alle Arbeiten, welche die anderen um höheren Lohn, als sie verlangt, nicht gern tun mögen. Mit ihren von Leid geprägten Zügen passt sie so recht in's Haus der Schmerzen. Durch ihre Herzensgüte und ihr warmes Empfinden für alles, was Menschenleid heisst, gewinnt sie sich bald alle Herzen. Nur lächeln sieht man sie nie.

*

Schlaflos, vom Fieber gequält, wälzt sich die Seetalerin auf ihrem Krankenlager. Das Rot der Schwindsucht liegt auf den Wangen, die Augen glänzen unnatürlich. Schon schaut grau der Tag beim Kammerfenster herein, und noch hat sie kein Auge zugetan. Unfreudige, düstere Bilder ziehen wie so oft an ihrer Seele vorbei: Der Mann ein Trinker und Spieler. Unglück im Stall, Hagelschlag mehrmals. Der schöne Hof, einst schuldenfrei, mit grossen Hypotheken belastet. Gläubiger, die

GOTTES HILFE

Da Gott menschlich auf Erden ging mit seinen Knechten allen,
Da kam er auch einmal auf eine hohe Brücken,
Darunter floss ein tiefer Bach, in den da war gefallen
Ein Mann, dem Sinte Peter wollte Hilfe bringen.
Da er den hilfelosen Mann gesah zugrunde sinken,
Tief war der Bach,
Da rief er: "Hilf ihm, Herre Gott, lass nicht den Mann ertrinken!"
Gott wieder sprach:
"Wer sich helfen will, dem will ich Hilfe senden,
Der rühre sich mit Füssen und mit Händen."

Aus dem Altdeutschen des Meister Rumezlant.

es nicht erwarten können, bis der prächtige Besitz in Teile fällt. Der Tag, an dem ihr Mann nach einem Tobsuchtsanfall in eine Heilanstalt gebracht wird. Unheilbar! Ihre eigene Krankheit. Sie hatte das Wort gehört, das der Arzt gesprochen: Schwindsucht! Sie weiss, was das bedeutet: Sterben!

Fürchtet sie den Tod? Hat sie noch was vom Leben? . . .

Nur eins drückt sie: die Schulden, die sie hat. Viel grössere und schwerere, als sie auf dem Besitze lasten. Schulden, die nicht mit Geld gutzumachen sind; Schulden, die sie auf sich geladen durch Bosheit, Lüge, Falschheit und Verleumdung.

Aufgeregt fingert sie auf der Bettdecke hin und her. Streicht sich das feuchte Haar aus der kalten Stirn.

Das Beste hat sie Burgl genommen: Heimat, Ehre und guten Namen. Und nichts mehr kann sie vom Gesagten zurücknehmen. Man hätte ihr ja gar nicht geglaubt. Sie etwa gar für närrisch gehalten oder gemeint, sie rede im Fieberwahn.

"Herrgott hilf!" — Doch wie kann sie den Herrgott anrufen? Sie, die nur immer getan, was ihm missfällig war? Nun soll sie sterben, mit ihrer Schuld vor ihn hintreten! Was wird er zu ihr sagen? Er, der Allwissende, der Gerechte?

Verzweiflung hat sie erfasst. Sie weiss sich keinen Rat. Sie ist verloren. Für hier und dort. Heisse Tränen perlen über ihre Wangen. Und der Herrgott sieht die Reue. Er gibt ihr Kraft zu einem Entschluss.

Nach dem Frühgottesdienst lässt sie den Pfarrer holen. Sie sagt ihm alles und bittet ihn, die Burgl möge kommen, eher könne sie nicht sterben.

Die Stunden wollen nicht vorwärts gehen. Eine qualvolle Zeit des Wartens und der Furcht. Wenn sie nimmer käme! Wenn sie ihr nicht verzeihen würde!

Endlich kommt Burgl und verzeiht. Die Kranke ist glücklich. "Noch aber hab' ich net alles gut g'macht", sagt die Bäuerin. "Vor den Leuten muss ich widerrufen, was ich über dich g'sagt hab'. Lasst Zeugen kommen, Herr Pfarrer, damit —"

Da spricht Burgl ihr schönstes Wort: "Das schenk' ich dir, Lies! Du sollst net vor den Leuten meinethalben zuschanden werden."

Die Seetalerin vermag kaum zu antworten. Nach einer Weile sagt sie: "Bist du gut . . . Dank!" Damit ist aber auch ihre Kraft zu Ende.

Am nächsten Tag liegt die Bäuerin im Sterben. Die Dienstboten stehen um sie, Burgl wischt ihr den Schweiss von der Stirne und betet vor.

Auf einmal schaut die Kranke mit grossen Augen, aus denen schon die Ewigkeit zu blicken scheint, im Kreise umher und ruft, dass alle es hören:

"Was ich damals über die Burgl gesagt hab' . . . ist Lug und Trug . . . sie ist unschuldig . . . hat mir alles verzieh'n . . . der Herrgott . . . lohn' ihr's . . ." Dann macht sie einen tiefen Atemzug, ist tot. Ein friedlicher Zug, wie er der Lebenden nie eigen war, liegt auf ihrem Antlitz.

Man lässt Burgl nimmer fort vom Hof. Die Dienstboten bitten und der Bub bittet, der kleine Sohn des Bruders: "Bleib', bleib' bei uns!"

Abermals greift Burgl mit starker Hand in die Speichen des rückwärts rollenden Rades und setzt alle Kraft daran, dem vater- und mutterlosen Hansele das Elternhaus zu erhalten.



Kirchgang am Ostermorgen

Und es gelingt ihr. Der Segen Gottes ruht sichtlich auf allem, was Burgl tut. Auch ab und zu lächeln kann sie wieder. Das ist, wenn der Bub sie zärtlich umfängt und pünktlich alles befolgt, was sie ihm anschafft. Im Kind sieht sie eine neue, glückliche Zukunft vor sich und weiss, das ist der Segen, den ihr der Herrgott für alles Schwere im Leben gegeben hat.

Auch die Leute im Dorfe bemühen sich ehrlich, gutzumachen, was sie an ihr gesündigt haben. Ihre schlichte Grösse, ihr Edelsinn hat sie alle besiegt, niemand ist mehr, der nicht mit Wertschätzung gesprochen hätte von der einmal so verachteten Seetaler-Burgl.

Die Schwestern der hl. Elisabeth

Wahrscheinlich wird es vielen Katholiken Saskatchewans und auch vielen Lesern des Marienboten nicht bekannt sein, dass es hier in Saskatchewan Schwestern aus Oesterreich gibt, nämlich die Schwestern der hl. Elisabeth, oder, wie sie kurz genannt werden, die Elisabethinnen. Sie haben ihr Mutterhaus in Humboldt, Sask., in der St. Peterskolonie.

Die Genossenschaft der Schwestern der hl. Elisabeth ist ein Zweig der grossen St. Franziskus-Familie, und zwar gehört sie zum regulierten dritten Orden des hl. Franziskus. Der hl. Franziskus ist ihr Ordensvater, die hl. Elisabeth von Thueringen ihre Patronin—und ihr Muster der wahren christlichen Nächstenliebe. Gegründet wurde die Genossenschaft von der seligen Angelina Corbaria. Das erste Kloster war in Klagenfurt, Oesterreich. Es wurde im Jahre 1710 eröffnet. Als im Jahre 1910 das zweihundertjährige Jubiläum der Elisabethinnen gefeiert wurde, regte sich bei der damaligen Oberin von Klagenfurt und auch bei ihren Schwestern der Wunsch, den Orden der hl. Elisabeth übers Meer zu tragen.

Es war im April 1911, als die drei ersten Schwestern ihr Kloster und Mutterhaus zu Klagenfurt verliessen, um im fernen Canada ein Kloster ihres Ordens zu errichten. Es war keine Kleinigkeit, in einem fremden Lande ein Kloster zu gründen, wo man keinen bekannten Menschen hatte. Man stand, wie man sagt, "mutterseelenallein" da. Die Sprache war fremd, die Sitten fremd, und auch die Verhältnisse des Landes unbekannt. Doch mit Gottes und guter Menschen Hilfe ging es vorwärts. Im Oktober 1912 konnte bereits ein kleines Hospital in Humboldt errichtet werden. Nun hatten die Schwestern ein Heim, zwar ein kleines, aber doch ein eigenes Heim. Bis zur Eröffnung des neuen Hospitals in Humboldt hatten die Schwestern, deren Zahl inzwischen bis auf zehn gewachsen war, teilsweise in Muenster, teilsweise in einem kleinen Häuschen Humboldts gewohnt. Die Familie der Elisabethinnen zu Humboldt wurde immer grösser. Immer wieder kamen neue Schwestern aus Klagenfurt nach. Bald meldeten sich auch Kandidatinnen aus deutschen Familien der St. Peterskolonie und später auch aus anderen Gegenden Saskatchewans, so dass die Ordensfamilie der Schwestern der hl. Elisabeth in Humboldt gegenwärtig 85 Mitglieder zählt.

Bevor noch das Hospital zu Humboldt eröffnet wurde, bewarb sich schon der inzwischen verstorbene hochw. P. Palm, O.M.I., um ein paar Schwestern der hl. Elisabeth. Mit ihrer Hilfe wollte er in der St. Joseph's-Kolonie der dortigen, zum grössten Teil deutsch-katholischen Bevölkerung ein Hospital eröffnen. Lange war es nicht möglich, diesem Antrage und den wiederholten Bitten des hochw. P. Palms O.M.I. zu entsprechen. Jahr für Jahr kam er mit der Bitte um Schwestern nach Humboldt, und immer musste er leer ausgehen. Da sich inzwischen die Zahl der Elisabethinnen in Humboldt vergrösserte, wurde es endlich möglich, im Jahre 1922 zwei Schwestern nach Macklin, Sask., zu schicken. Ihr Auftrag war, sich dort um ein Haus umzuschauen, das für die ersten Jahre als Hospital dienen könnte. Ein solches fand sich auch bald. Die Schwestern kauften es und richteten es so gut es ging für Hospitalzwecke ein. Vier Jahre lang wurden in ihm die Kranken der Umgebung von den Elisabethinnen gepflegt. 1926 wurde dann ein grösseres, modernes Hospital erbaut, das 45 Patienten aufnehmen kann und mit allen modernen Einrichtungen ausgestattet ist. Gegenwärtig wirken 14 Schwestern im Hospital zu Macklin.

Neben der Krankenhausarbeit versorgten die Elisabethinnen schon seit Anfang ihres Weilens in Canada den Haushalt, d.h. das Kochen, Waschen, Nähen usw. für das Benediktinerkloster und das St. Peter's Kollegium zu Muenster, Sask. Heute sind es zehn Schwestern, die diese Arbeit im St. Peter's Kollegium leisten. Eine Arbeit, welche nicht unähnlich ist jenen Diensten, die dem Heiland von der fleissigen Martha im Evangelium geleistet wurden.

Osterglocken

Hoerst du sie wandeln
in wogender Pracht
auf seligen Sandeln
durch die fliehende Nacht?

Hoerst du sie pochen
an des Herzens Tor?
Hoerst du sie locken
in jubelndem Chor?

Menschenkind, hebe
aufwaerts den Blick!
Siehe, ich lebe,
dein Heiland, dein Glueck!

Im Jahre 1924 eröffneten die Schwestern in Cudworth, Sask., in einem gemieteten Privathaus ein kleines Hospital. Zwei Jahre später wurde dann dort ein neues Hospital gebaut, das 25 Patienten aufnehmen kann. Obwohl klein, entspricht es doch voll und ganz den Bedürfnissen der dortigen Bevölkerung so wie auch allen modernen Anforderungen. Acht Schwestern der hl. Elisabeth arbeiten heute in Cudworth.

Im gleichen Jahre wurde auch in Scott, Sask., ein Hospital übernommen. Ungünstige Verhältnisse zwangen jedoch die Schwestern, diese Niederlassung aufzugeben. Statt dessen siedelten die Schwestern nach Battleford über und übernahmen im dortigen Studienhaus der Oblatenpatres den Dienst der Martha, ganz gleich wie in Muenster. Neun Schwestern wirken heute in Battleford.

Da die Zahl der Schwestern immer mehr anwuchs und der Zudrang der Patienten immer grösser wurde, sah man sich im Jahre 1919 genötigt, das Hospital zu Humboldt zu erweitern. Ein grosser Anbau wurde an das Krankenhaus angeschlossen, und auch die Wohnungen der Schwestern erweitert. Obwohl schon vorher ein Isolations-Hospital, so auch ein Waschraum mit Arbeitszimmer sammt der Wohnung für Novizinnen und Kandidatinnen erbaut worden war, erwiesen sich diese Räumlichkeiten bald wiederum als zu klein. Man musste wieder ans Bauen denken. So wurde denn im Jahre 1928 ein neuer, grosser Anbau errichtet, in welchem sich jetzt auch die schöne, geräumige Kapelle befindet. Der vor ein paar Jahren verstorbene Kunstmaler Prof. Berthold Imhoff von St. Walburg, Sask., malte die Kapelle später aus und trug so dazu bei, sie zu einem würdigen Heiligtum zu gestalten.

Nun wirken die St. Elisabethschwestern schon über dreissig Jahre in Saskatchewan. Still und verborgen ist ihr Leben. Meistens unbekannt dienen sie in ihren Krankenhäusern der leidenden Menschheit und durch ihre Marthadienste in den zwei Kollegien tragen sie auch etwas zur Priestererziehung bei. Gross ist die Gnade des hl. Berufes einer Schwester der hl. Elisabeth. Herzensglück und Herzensfriede sind schon auf dieser Welt der Anteil einer wahren Ordensschwester, trotz mancher Opfer, die sie bringen muss. Ohne Opfer geht es ja in dieser Welt nicht und der Krankendienst ist nicht immer leicht. Aber der liebe Gott lässt sich an Grossmut nicht übertreffen. Er belohnt alles schon auf dieser Welt hundertfach und in der Ewigkeit mit dem ewigen Leben.

Zehn Schwestern ruhen schon auf dem Schwestern-Friedhofe, der sich in der Nähe des Hospitals zu Humboldt befindet. Unter diesen Schwestern ist auch Schwester Armella. Die Leser des St. Marienboten werden sich vielleicht noch erinnern an die Lebensskizze dieser Schwester, die der Marienbote vor zwei Jahren in englischer Sprache brachte. Eine fromme, den Heiland innig liebende Schwester war sie, und obwohl früh gestorben—sie starb in ihrem 21 Lebensjahre—hat sie viele Jahre dem Herrn gedient. Ihre Mitschwestern hoffen in ihr eine gute Fürsprecherin am Throne Gottes zu haben.

Oft und oft wurden schon Anfragen an die Schwestern gerichtet, dieses oder jenes Hospital zu übernehmen, oder hier und dort ein Krankenhaus zu eröffnen. Leider konnte man so vielen Anfragen nicht entsprechen, was den Schwestern wirklich immer leid tat. Ein Hauptgrund dieser Absagen lag immer im Mangel an Schwestern. Viel Gutes könnte man wirken, wenn es mehr Berufe gäbe. Welches Mädchen, das sich zum Ordenstande berufen fühlt, hätte wohl Lust, im St. Elisabethorden dem lieben Gott und den Mitmenschen zu dienen? Sollte ein Mädchen sich nicht zur Krankenpflege berufen fühlen und doch gerne Elisabethschwester werden wollen, so möge sie sich nur getrost melden. In jedem Hospitale gibt es ja doch verschiedene Arbeiten, die getan werden müssen und den Kranken auch zu Gute kommen, nämlich kochen, waschen, nähen, Officearbeit usw. Alle diese Arbeiten sind notwendig, gehören auch zum Krankendienst und sind gleichverdienstlich den persönlichen Krankendiensten der Schwestern. Jede Schwester wird aus diesem Grunde auf jenen Posten gesetzt, für den sie Fähigkeiten und die nötigen Eigenschaften besitzt. Geistig und körperlich gesunde Mädchen können jederzeit in Humboldt Aufnahme finden. Von denen, die Lust und Freude am Krankendienst haben, wäre erwünscht, dass sie ihr Grade XI schon gemacht haben. Da das Humboldter Krankenhaus auch eine "Nurse Training School" hat, könnten sie dort leicht für ihren Krankenpflegeberuf ausgebildet werden.

Sollte nun ein Mädchen Lust haben, eine Tochter der hl. Elisabeth zu werden, so möge sie ihre Anfrage an folgende Adresse schicken:

Mother Superior, St. Elisabeth Hospital, Humboldt, Sask.

Spanien. — Ein Orkan hat in der Stadt Cordoba eine Kirche und in Sontana ein Kloster zum Einsturz gebracht. Dabei fanden vier Nonnen den Tod. — Die kathol'sche Jugend der spanischen Diözese Tarragona bereitete den Jahrhundert wieder ihr altes Kloster bezogen, einen begeisterten Empfang. — In Retortillo bei Santander in Spanien wurden Teile der alten Römerstadt Jubiobriga ausgegraben. Dabei wurden die Fundamente einer altchristl'chen Basilika mit Resten von uralten Mosaikbildern und krchlichen Geräten gefunden.

Das Licht der Welt

Eine Heilandsgeschichte

Nacht hing sternbedeckt über Judäa wie der unendliche, goldflimmernder Mantel Jehovas. Behutsam rieselte der Bach Kedron seinen kleinen Weg. Nahe dem Hiobsbrunnen schlief einer, müde von dem Wirken des Tages, heiligen Schlummer. Er hatte sich ins Grab gelagert, das dunkelblaue, rotgesäumte Oberkleid wie eine Decke über sich gebreitet; das Haupt lag auf den Armen, und das dunkelgoldene Gelock berührte den Boden, das blasse, edle Antlitz war von unsäglicher Stille.

Da war es, als hielte die Nacht selber den Atem an, den Schlummer des Einsamen nicht zu stören. Die Sterne legten ihr Licht wie Heimatgrüsse in sein langes Haar, und die Dunkelheit schämte sich, weil sie nicht helle vor ihm war. So schön war der Schlummer des Heiligen. Doch in den Strassen Jerusalems war die Stille nicht behutsam wie im Tale Josaphat unter den Grabstätten der heiligen Väter.

In der Burg Antonia hielt Pontius Pilatus eines seiner römischen Gelage und, seinem Beispiele folgend, zechten und jubelten die Soldaten der Besatzung. Im Königsschloss, in dessen Kerker der Sohn des Zacharius wachte und betete, feierte Herodes ein Fest mit der, die seines Bruders ehelich Weib war vor Gott. In den Tempelhallen aber berieten Priester und Schriftgelehrte über den Nazarener Jesus.

Sie sagten: Mit Hilfe des Königs der Finsternis vollbringe er seine Wunder. Und diese Worte waren wie Lügen, die zerrissen. Da lagen Hass und Eifersucht, Starrsinn und wahnsinnige Angst bloss. "Er hat gesagt, dass er den Tempel in drei Tagen wieder aufbauen kann," höhnte Kaiphas, der in diesem Jahre Hoherpriester war, "er lästert Gott und verführt das Volk."

"Er will die Schrift auslegen und ist doch nur ein Zimmermann," fügte Annas sein Schwiegvater, hinzu.

"Er heilt Kranke—" warf er Gesetzeslehrer Nikodemus ernst ein. "Am Sabbat—ja," riefen einige Pharisäer, "aber am Sabbat sollte er ruhen, wie geschrieben steht."

"Vielleicht ist er der verheissene Messias," sagte Nikodemus still. Kaiphas fuhr auf: "Wer von uns Priestern und Gesetzlehrern hat ihn anerkannt? Ich sage dir, er verführt das Volk, und es ist besser, wenn einer für alle stirbt."

"Das Volk," setzte Annas hinzu, "hat auch Johannes für den Messias gehalten, damals, als er in der Wüste predigte und unsern Stammvater Abraham höhnte wie uns: "Gott kann dem Abraham aus Steinen Nachkommen erwecken," sagte er. Jetzt kann er im Kerker darüber nachdenken. Und der andere? Der Nazarener, der Zimmermann?—Nun, es gibt noch mehr Kerker in Jerusalem."

"In drei Tagen baut er den Tempel auf," schüttelte einer der Pharisäer den Kopf; andere murmelten halblaut vor sich hin, und Kaiphas hob die Arme beschwörend empor: "Schwer suchst du dein Volk heim, Gott Israels, aber wir, deine Priester, halten fest an dem Gesetze. Wir schützen dein Volk vor dem Verführer, der den Sabbat missachtet, der mit Zöllnern und Sündern zu Tische sitzt, der deinen Namen lästert und der sich König der Juden nennt. Und ich sage wieder: "Es ist besser, wenn einer für alle stirbt."

Die andern stimmten ihm zu, nur Nikodemus sprach ernst: "Ich will dir etwas sagen, Kaiphas, du hast ja Angst."

Des Hohenpriesters Antlitz war wie entstellt vor Hass. "Ich Angst? Vor wem? Der Herr ist mit mir! Wen soll ich fürchten?"

"Ihre alle," war die Erwiderung, "fürchtet den Propheten Jesus, den sie Messias nennen. Denn seine Lehren sind gotterfüllt und seine Taten sind Wunder. Taube hören, Lahme gehen, Blinde sehen. Davor habt ihr die grösste Angst, denn er macht nicht nur dem Leibe nach sehend, sondern auch dem Geiste nach. Ihr braucht ein blindes Volk, aber Jesus bringt dem Volk das Licht. Darum fürchtet ihr ihn—und weil ihr ihn fürchtet, hasst ihr ihn."—

"Nicht weiter — kein Wort mehr!" unterbrach Kaiphas, und Annas rief: "Wir stossen dich aus der Synagoge aus wenn du noch einmal so sprichst!"

"Jeder sollte ausgeschlossen werden, der dem Nazarener nachläuft," rief einer der Priester und Kaiphas sprach: "Das wird geschehen. Morgen werden wir es in Jerusalem verkünden lassen. Wir fürchten den Kampf gegen diesen Jesus nicht. Denn Gott ist mit uns, und wir haben die Macht."

So ward im Tempel beratschlagt; aber in den Häusern der Armen und Kranken, der Mühseligen und Beladenen, waren die Stunden der Nacht mit Beten und Hoffen angefüllt. Würde Jesus Christus morgen helfen und heilen? Sternbedeckt wie der dunkelblaue, goldflimmernde Mantel Jehovas lag Dunkelheit über Jerusalem — aber behutsam, nach ewigem

Gesetz, nahte der neue Tag. Nahe dem Fischertor stand ein kleines, armseliges Haus mit einem schmalen, ungepflegten Gärtchen davor. Aber die junge Sonne des erwachenden Tages hüllte auch die Armut in ihre goldene Helle, tröstete auch die, die allen Glanz nur als Wärme und nicht als Licht empfinden können. In der kleinen Hütte wohnten Simon und Lea mit ihrem Sohne Roboam, der blind war seit seiner Geburt. Da aber die Eltern in ihrer Armut von ihm Hilfe brauchten — die anderen Kinder hatten das Vaterhaus schon verlassen — führte die Mutter den Blinden jeden Morgen durch die Strassen zum Wunderbau des Tempels, wo er betteln musste.

So sass Roboam Tag für Tag viele Stunden auf dem Steinboden des Tempelplatzes, empfing Almosen, lauschte dem Lied des Lebens und sann darüber. Das Rauschen wallender Gewänder, das Klirren von Schmuck, Sprechen, Lachen, Rufen erweckten seinen bilderlosen Gedanken so eindringliche Vorstellungen, so dass sich aus seiner Dunkelheit eine Welt unergründlichen Zaubers und unergründlicher Sehnsucht öffnete. Er hörte die Händler und Geldwechsler vorüberkommen, die im Tempel ihre Tische aufstellten, und er hörte Bruchstücke aus den Gesprächen der Schriftgelehrten.

"Es muss ein Fortleben nach dem Tode geben," vernahm er des Hohenpriesters Kaiphas Stimme, "denn alles, was wir geleistet haben an Beten und Fasten und Almosengeben, muss noch seinen ewigen Lohn empfangen." "Alles erschöpft sich hier," entgegnete ihm der Sadduzäer Rathanael, "und wenn alle Geschlechter ihr Geschick erfüllt haben, hört die Welt zu bestehen auf."

Ein Pharisäer höhnte: "Hört auch Gott zu bestehen auf?"

Rathanael erwiderte: "Wie können unsere Gedanken denn an Gott heranreichen?" Die Stimmen verloren sich und die Dunkelheit sang um Roboam ihr rauschendes Lied. Und das Leben ging an ihm vorbei und liess ab und zu ein Almosen, eine Münze, in seine Hände fallen. Da geschah es, dass etwas Zartes, Duftiges in seine Rechte gelegt wurde, und eine süsse Mädchenstimme erklang: "Statt Goldes kann ich dir nur eine Rose geben; hast du Blumen lieb?"



Blumen, Kinder, Vöglein, Lieder

"Wer bist du?" fragte er und vergass zu danken.

"Ich bin Noemi aus dem Hause Kaiphas; aber ich muss heim laufen, damit niemand etwas merkt, dass ich fortgewesen bin."—

Er lauschte in seine ewige Nacht hinein, hörte ihren leichten Schritt darin verklingen. In seinen Händen duftete die Rose in unsagbarer Süsse. Da war durch all die Dunkelheit seines Lebens eine Stimme gerade zu dem blinden Bettler gekommen —nicht die der Eltern oder Geschwister, sondern die eines unbekannten jungen Mägdleins. Roboams Gedanken wurden mit diesem Erlebnis lange nicht fertig; kehrten dann wieder zurück zu der Stelle, in die sie seit langem immerfort mündeten: "Alle Menschen können ohne Hilfe gehen, nur ich muss von meiner Mutter geführt werden — und doch sind meine Füsse gesund. Auch meine Hände sind gesund und sind doch unsicher im Greifen. Woran mag das nur liegen?" Als er des Abends mit seiner Mutter heimzu ging, fragte er, wie er ähnlich als Kind gefragt: "Warum kann ich nicht arbeiten wie die anderen?"

"Es gibt viele, die betteln gehen müssen, Roboam."

"Warum nennt man mich den blinden Bettler?" "Weil es wahr ist." "Bin ich darum blind, weil ich nicht gehen und greifen kann wie andere? Sind meine Füsse und Hände krank?"

"Die sind gesund, Roboam." "Was ist denn krank an mir, Mutter?"

Sie wollte ablenken: "Wie schön die Rose ist, Roboam."

Das war es. Tausendmal Erlebtes, seit erster Kindheit Gewöhntes erhielt plötzlich qualvolle Bedeutung. "Woher weisst du, dass ich eine Rose hatte," rief Roboam, "du hast sie nicht berührt und weisst um sie, es ist nicht wegen des Duftes allein—es ist etwas anderes. Das andere ist es. Ich weiss nicht, was du trägst, wenn ich es nicht früher gegriffen habe. Woher wusstest du um die Blume?"

"Ich habe sie doch gesehen, Roboam,"—

"Womit siehst du, Mutter?" "Mit den Augen," sagte sie leise, als fürchte sie, ihm wehe zu tun. "Habe ich denn keine Augen, Mutter?" "Doch—fühle sie nur —." Dann sind es meine Augen, die blind sind." "Ja," erwiderte sie hilflos. "Mutter, sag, müssen meine Augen blind bleiben?" Gott kann ein Wunder tun," entgegnete sie ohne Hoffnung.

Sie schritten durch sacht dämmernde Kühle nach dem Fischertor. In den Gärten atmete der Frühling wie ein Wunder Gottes, das der Alltag nicht zwingen kann. Ein Stern stand einsam und tief noch am lichten Abendhimmel. Eine Gruppe von Menschen, einen Gelähmten auf einer Bahre tragend, kam an ihnen vorbei. Ein Name flog auf: "Jesus von Nazareth!" Mutter und Sohn hofften augenblickslang. Der Himmel färbte sich tiefer und der Stern gewann an Helle. Ein Tag wie so viele andere! Ein Tag mit finsterer Nacht bedeckt, für den blinden Bettler Roboam. Er sass wie sonst vor dem Tempel und bettelte. Ein Tag wie so viele — und doch war etwas Neues an ihm, etwas, das man nicht deuten, nur — fast — unbewusst — empfinden konnte.

Mit einem Mal fühlte Roboam, dass eine Bewegung durch die Menge auf dem Tempelplatz lief, dass man sich nach ihm wandte, wenn er gleich kein Almosen erhielt. Aber er war in den Mittelpunkt einer grossen Teilnahme gerückt, und das Leben drang mit Gewalt in Roboams Dunkelheit. Und wo Leben ist, muss auch Licht sein. Stimmen klangen auf: "Wer hat gesündigt, dass er blind geboren wurde: er oder seine Eltern?"

Roboam presste die Lippen zusammen, um nicht auszuschreien: "Ist mein Los nicht schwer genug? Warum wollt ihr mir auch noch die Last der Sünde aufbürden? Ich leide an einem Mangel — muss ich darum auch noch an einer Schuld leiden? Was drängt ihr euch um mich, ihr Fremden, ihr — anderen? Erbarmen und lasst mich allein." Aber da war eine Stimme bei Roboam. Gott Israels! Was für eine Stimme! Und was für Worte! "Weder er noch seine Eltern haben gesündigt," sprach einer. Das war Barmherzigkeit, war Gnade, war Wahrheit. Roboams Antlitz sank in seine Hände; er schluchzte, so dass er nur die letzten Worte vernahm, die jener sprach. "So lange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt."

Roboams Dunkelheit schwieg. Es war, als sei der Tag plötzlich ganz still geworden. Aber da berührte etwas des Bettlers blinde Augen, und ein Befehl kam zu ihm, "Gehe hin und wasche dich im Teiche Siloe." — "Jesus?" durchzuckte es Roboam, und der Name kam ihm über die Lippen, ohne dass er es wusste.



Er wollte guten Samen säen

Die Dunkelheit war wieder von Stimmen, von Leben erfüllt. "Ja, es war Jesus, der mit dir geredet hat," rief man ihm zu, und viele gingen mit ihm zu dem Teich. Roboams Dunkelheit rauschte und schwankte um ihn wie ein nicht mehr Vertrautes, wie ein Fremdes — das Wasser des Teiches netzte seine Augen— und die Dunkelheit schlug wie ein Vorhang und gab das Licht frei.

Und es war seltsam — Roboams Augen grüssten das Licht wie ein Neues, aber doch irgendwie Vertrautes. Seine Seele— zitternd in glücklichem Staunen, tastete in der Helle, forschte in ihr, begriff sie.

Er sah den Himmel über sich, die Bäume, die Menschen. Er sah die Rose, die er in den Gürtel gesteckt hatte, und es gelang ihm, sie richtig zu berühren. Er hätte nur immer stehen und staunen mögen, aber die anderen drängten ihn, das Wunder preisend, zum Tempel zurück. Der Platz vor demselben war ganz voll Menschen. Sie riefen ihm zu, ob er nicht der blinde Bettler sei und wer ihm die Augen geöffnet hätte.

"Der Mann, der Jesus heisst"— erwiderte er glücklich und erzählte, wie es geschehen war, und suchte, wen er unter allen für den Propheten hätte halten können. Doch der Prophet hatte den Platz schon verlassen. Aber wieder ging eine Bewegung durch die Menge, denn aus dem Heiligtum kam, von Leviten und Aeltesten gefolgt, im Prunk seines Ornates, der Hohepriester Kaiphas. Finster blickend, hörte er, wie man ihm von dem neuen Wunder des Nazareners berichtete.

"Ja, nun sehe ich," frohlockte Roboam, "Jesus strich mir einen Teig auf die Augen, ich wusch mich — — und ich sehe — "

Des Hohenpriesters Antlitz verfärbte sich und Roboam dachte gleichsam verwundert: "So hässlich kann ein Mensch sein?"

"Heute ist Sabbat," wandte sich Kaiphas an sein Gefolge, "immer heilt er am Sabbat, als ob er uns höhnen wollte:"

"Er wird uns nicht lang mehr höhnen," versetzte einer der Pharisäer. Nun sprach Kaiphas zu dem Geheilten: "Was hältst du von ihm? Er hat dir ja die Augen ge-öffnet?" Roboam sah in die Helle und liebte sie. Er sah auf die Menschen und fürchtete sie nicht. "Er ist ein Prophet," antwortete er innig. "Du warst wohl gar nicht blind?" fragte der Sadduzäer Rathanael. Einige der Umstehenden riefen: "Wir wollen seine Eltern fragen, die sollen bezeugen, ob dies ihr Sohn ist und ob er blind geboren wurde." "Wir kennen seine Eltern," meinten einige Männer, "wir wollen sie holen."

"Gott," dachte Roboam, "nun werde ich meine Mutter sehen." Er stand auf der Stelle, wo er sonst bettelte, und sah um sich. Es gab so viel zu sehen! Zwischendurch erzählte er, so oft man ihn darum fragte, die Geschichte seiner Heilung. Abseits von der Menge standen die Priester und Aeltesten. In Spannung wartete das umstehende Volk auf das, was nun geschehen würde. Roboam war in alles Schauen so vertieft, dass er nicht vernahm, wie seine Eltern kamen. Aber er hörte auf einmal die Stimme seines Vaters: "Wir wissen das ist unser Sohn —" Roboam sah den alten Mann an, der sprach, und lächelte ihm zu. "Er ist alt genug, er mag über sich selbst Auskunft geben" — fügte die Frau an seiner Seite hinzu und hatte die Stimme seiner Mutter. Roboam wurde still und traurig. Warum freuten die Eltern sich nicht mit ihm? "Du sollst herauf kommen," rief man ihm zu, "der Hohepriester will zu dir sprechen." Langsam glitt Roboams Blick von den Eltern fort; er trat an die Tempelstufen. Wieder überflutete ihn die Freude am Sehen. "Gib Gott die Ehre!" sprach Kaiphas mit seiner harten, weit klingenden Stimme, "wir wissen, dass dieser Mensch ein Sünder ist. "Ob er ein Sünder ist, weiss ich nicht," erwiderte der Bettler furchtlos, "nur eines weiss ich: ich war blind und kann nun sehen." Er begriff nicht, was man von ihm wollte. Jesus hatte ein Wunder an ihm getan.— Gott erhört die Sünder nicht, sondern nur den, der ihn fürchtet und seinen Willen tut, den erhört Gott. Warum wollten die andern das nicht wahr haben? Oder vielleicht waren sie doch nicht so feindselig, wie es schien?—Fast kindhaft fragte Roboam in die verzerrten Gesichter der Schriftgelehrten hinein: "Wollt ihr vielleicht seine Jünger werden?" "Du magst sein Jünger sein," entgegnete Kaiphas spottend, "wir sind des Moses Jünger."

In der Menge rauschte Beifall auf. Stimmen erklangen: "Dass Gott mit Moses geredet hat, wissen wir, woher aber er kommt wissen wir nicht." "So lange die Welt steht," erwiderte Roboam, immer mit dem kindlichen Lächeln, "hat man noch nicht gehört, dass jemand einen Blindgeborenen die Augen geöffnet hat. Wäre dieser nicht von Gott, hätte er es nicht vermocht." Roboam sprach leise und innig, und dabei ging sein Blick in der Helle ringsum unter. Wie schön das Licht war! Es tat nicht weh, dass man ihn höhnte, ihn von den Stufen des Tempels drängte; es tat selbst nicht weh, dass man erklärte, er sei aus der Synagoge ausgeschlossen. Nichts tat weh, wenn die Stunde so prangend im Licht lag. Ganz allein schritt Roboam nach dem Fischertor. Und nun tat doch etwas wehe. Die Eltern hatten sich um sein Glück nicht gekümmert, die Eltern hatten sich von ihm gewandt aus Furcht vor der Priesterschaft. Sie würden ihn wohl gar nicht aufnehmen, wenn er — der aus der Gemeinschaft Gestossene — nun zu ihnen kommen würde. Die schmale Strasse, in die er eben einbog, war fast menschenleer und nun, da die Sonne hinter Wolken verschwand, glitt Dämmerung sacht durch die Helle. Davon erhielt alles ein neues Aussehen für Roboam, der inne hielt.

Der ihm entgegenkam, — das — das musste der Prophet Jesus sein! So musste dieser aussehen und kein anderer Mensch konnte erscheinen wie er. Zwei, drei, Schritte tat Roboam auf ihn zu, dann brach er in die Knie. Die schmale Strasse war ganz still. Dämmerung hing zwischen den Häusern. In der Luft pochte der Herzschlag des Frühlings, der nahe war. Jener fragte: "Glaubst du an den Sohn Gottes?" Das war die unvergessliche, die barmherzige, die gnadenvolle Stimme. Alles, alles war gut. Nie mehr konnte etwas wehe tun! "Herr," fragte Roboam, "wer ist es, dass ich an ihn glaube?"

"Du siehst ihn, der mit dir spricht, der ist es!" "Jesus," — dachte Roboam, "das Licht der Welt — " Stammelnd rief er: "Herr, ich glaube ——." Men-

---

ES GIBT GENUG BROT AUF DER WELT

Weizen wird während des ganzen Jahres geerntet. Die Weizenernten finden wie folgt statt:

Januar: — Australien, Neuseeland, Chile, Argentinien.

Februar: — Oberägypten und Indien.

März: — Aegypten und Indien.

April: — An der Küste Aegyptens, Syrien, Insel Cypern, Persien, Kleinasien, Indien, Mexiko und Kuba.

Mai: — Kleinasien, Persien, Syrien, Zentralasien, Mittel-china, Japan, Algier, Marokko, Texas, Florida.

Juni: — Donauländer, Ungarn, Türkei, Griechenland, Südrussland, Italien, Spanien, Südfrankreich, Portugal und die südlichen Staaten der USA.

Juli: — Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Schweiz, Italien, Frankreich, Russland, Polen, Kanada und die nördlichen Staaten der USA.

August: — Deutschland, Frankreich, Belgien, Holland, Grossbritannien, Dänemark, Polen, Hudson-Bai-Territorien, Unter - Kanada, Britisch - Kolumbien und Manitoba.

September:—Schottland, Schweden und Norwegen.

Oktober: — Schottland.

November: — Nord - Australien, Peru und Süd-Afrika.

Dezember: — Chile, Argentinien und Süd-Australien.

Wie glücklich könnten die Völker sein, wenn sie christlich wären!

schen drängten nahe. Pharisäer waren es, Feinde. Roboam presste sein tränenvolles Antlitz in das blaue, rotgesäumte Obergewand des Propheten — — —

"Ich bin das Licht der Welt!" Dies Wort konnte keiner vergessen, der es gehört. Das Wort ging sieghaft durch die Dunkelheit einer Zeit, die sich dem Leuchtem verschliessen wollte. So schlossen die Menschen die Augen und sprachen: "Wir sehen kein Licht!" So verbargen sich die Menschen in Finsternis und sprachen: "Wir wollen uns Fackeln anzünden, denn unsere Hände haben Kraft, das Licht zu schaffen."

Und über dem Fackelschein der Fackeln und über alle Finsternis strahlte das ewige Licht. Aber die Finsternis suchte den Kampf und führte ihn mit all den Waffen, die sie aus sich selber genommen. Und die Dunkelheit dehnte sich, das Licht zu verlöschen. Aber das Licht leuchtete ewig. Das Licht der Welt ging durch die Tage und erhellte sie. Und die Menschen fühlten, wie ein Neues, Wunderbares im Werden war. Und die Menschen glaubten an die Frohbotschaft von Gottes Güte. Wie der Prophet die leiblich Blinden heilte, so schenkte er auch den an der Seele Blindgeborenen das Licht, und darum rüstete die Finsternis zum Kampf. Der Kampf war ausgekämpft vor dem Richterstuhl des Pontius Pilatus, da die durch die Aeltesten und Priester verführte Volksmenge den Tod desjenigen verlangte, der gefesselt, wund und elend als Angeklagter stand.

Er aber war das Licht der Welt.

Unter der Menge befand sich Roboam, totenblass, atemlos. Seine ganze Seele schluchzte in Mitleid für den Propheten, der sich ihm geoffenbart hatte als der Sohn des ewigen Gottes. Unter seinen Anhängern, prunkend im reichen Schmuck, stand der Hohepriester Kaiphas, und unverhüllter Triumph lag über seinem grausamen Gesicht.

Pontius Pilatus' Miene war finster, missgestimmt. Er verachtete die Pharisäer und Schriftgelehrten in ihrem Hass und ihrer Eifersucht, er verachtete das jüdische Volk. Ihn dauerte der Gefesselte, dessen Adel seine Seele ergriff. Er sprach, und seine harte Römerstimme klang weithin: "Seht da euren König."

Wie ein einziger tausendstimmiger Schrei ballte es zurück: "Hinweg mit ihm! Kreuzige ihn!"

Mit einer Gebärde des Ekels liess der Richter sich eine Schüssel Wasser reichen, wusch sich die Hände und sprach: "Ich bin unschuldig am Blute dieses Gerechten. Tragt ihr die Verantwortung."

Es war, als setzte der Herzschlag der Zeit aus. "Gott Israels," dachte Roboam, "hilf deinem Sohn!"

Da erklang des Kaiphas Stimme so voll Hass, als läge alle Feindschaft der Finsternis gegen das Licht in ihr: "Sein Blut komme über uns und unsere Kinder."

Diese Worte schienen, kaum ausgesprochen, Wesenheit zu empfangen, um nie mehr zu vergehen im Menschengeschlecht. Und die Menschen griffen die Worte auf und riefen sie nach— hundertstimmig — tausendstimmig.

Schwer schlug Roboam zu Boden. Als seine Gedanken wieder in Bewusstsein gingen, fand er sich fast allein auf dem weiten Platz. Nur vereinzelt standen oder gingen Menschen, scheu, bedrückt. Das Gericht war vorbei. Jesus von Nazareth trug sein Kreuz nach Golgotha. — Roboam wunderte sich, dass er noch sehen konnte, dass der Tag noch hell war, dass die Zeit nicht gestorben war. Er wunderte sich mit einem kleinen, kindhaften Staunen darüber, dass er die Rose, die ihm ein Mägdelein Noemi geschenkt, immer noch im Gürtel trug. Er war so traurig, so mutlos, dass ihm gar nicht der Gedanke kam, dem Verurteilten zu folgen, ihm nahe zu sein. Er wusste nicht einmal, dass er stand und weinte.

Da kam eilends ein Diener aus dem Hause des Kaiphas auf ihn zu und rief ihn an: "Ist das Gericht schon vorüber, sag?" "Ja doch — sie haben ihn verurteilt," erwiderte Roboam. Wie konnte einer nicht wissen, dass man Jesus verurteilt hatte! Dass die Welt daran ging, ihr Licht zu töten! Der Diener wurde gesprächig: "Es ist wegen Noemi," sagte er, "die Aertzte können ihr nicht helfen und sagen, sie sei tot —." "Noemi," — dachte Roboam und hörte in der Seele eine süsse Mädchenstimme und griff nach der Rose im Gürtel. "Wer ist Noemi?" fragte er.

"Nun, des Hohenpriesters einziges Kind. Und ist plötzlich gestorben. Da schickte mich die Mutter in ihrer Angst hierher, damit Jesus von Nazareth das Mägdlein wieder erwecke. Aber wenn er zum Tode verurteilt ist —Roboams Antlitz wurde totenblass. Da waren ja die Worte, die Kaiphas frevelnd ausgerufen, zum Geschehnis geworden wie etwas, das Gewalt hat. Aus al-

---

Emmaus!

Sag es noch einmal,
Dass Du leiden musstest,
Um einzugehn in Deine Herrlichkeit!
Sag es noch einmal, Herr!
Denn es wird Abend,
Und wir sind unverständig
Und trägen Herzens im Glauben.

Drum bleibe bei uns, Herr!
Und sag noch einmal,
Dass Du leiden musstest,
Um einzugehn in Deine Herrlichkeit,
Und dass der Knecht nicht
über seinem Herrn.

Josef Hachmann.

ler Not seiner Seele hob sich der Wunsch, die kleine, tote Noemi zu sehen. Es gelang ihm, zugleich mit den Trauergästen ins Sterbegemach der Tochter des Kaiphas Einlass zu finden. Das Zimmer war abgedunkelt; die Trauergäste beteten und wehklagten, die Gattin des Hohenpriesters hockte schluchzend vor dem Lager, darauf die Verstorbene lag. "So schön ist der Tod?" dachte Roboam erschüttert. Das Kind, dreizehnjährig, lag mit geschlossenen Augen und gelöstem Haar. Lag so still, so süss, so heiligen Friedens voll, dass Roboam im tiefsten Herzen fühlte, dass der Tod für das Mägdlein wie ein seliges Wunder war. War auch das Licht ihrer Augen verlöscht, so war doch das Licht der Welt in ihre Seele gekommen, sie von allen Lasten und Beschwerden zu befreien. Mit zarter Bewegung legte der blindgeborene Bettler, der sehend geworden, seine Rose auf die Decke der Entschlafenen. Da lag sie rot und still auf dem Weiss des Linnens und duftete zum letzten Mal, ehe sie zerfiel.

Roboam trat wieder ins Freie —und nahm wie von innen geführt—den Weg nach Golgotha.

Hier wartete eine grosse Menschenmenge auf das Sterben des Wundertäters. Der Tag war heiss, und am Himmel hing schwarzes Gewölk. Durch die Luft wehte ein unaussprechliches Entsetzen—und doch war sie so reglos, als könnte nie mehr ein Hauch durch sie gehen.

"Sohn Gottes—" dachte Roboam. Immer nur das eine.

"Es ist vollbracht!" klang es vom Kreuz herab.

Die Menschheit Christi verblutete im Tode. Aber das Licht der Auferstehung war nahe. Das Licht der Welt stand unentwegt im Leuchten der Gottheit über allem erdhaften Dunkel.

Nimmt unser Leib erst ab,
Nimmt der Verstand recht zu:
Die Seele, scheint es,
Hat mehr vor dem Leibe Ruh'.

Das letzte Wort

Von P. Jos. Schneider, O.M.I.

Wir alle kennen Jesu letztes Wort. Er hat's am Kreuz gesprochen, unmittelbar vor dem Verscheiden. "Es ist vollbracht; Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist." Und dann neigte Er sein Haupt und gab als Guter Hirt Sein Leben für Seine Schafe. Ein Siegesruf der Erlösung ist's gewesen! Die Erde fing ihn auf und trug ihn im Beben weiter. Die Sünder schlugen voll Reue an die Brust. Die Toten erweckte er zum Leben. Das Immergrün christlicher Hoffnung schoss aus dem kahlen Hügel von Golgatha hervor und rankte sich am Kreuzesstamm empor. Das dunkle Gewölk am Himmel zerriss und wie in frischem Morgenglanz lächelte Gottes Sonne hernieder auf eine neugeborene Welt.

Der Herr hat auch ein letztes Wort für uns im Jüngerkreis gesprochen. Es befasste sich mit dem Ende des Weltalls; mit dem letzten Gericht und der ewigen Scheidung von Gut und Bös. Die Schlechten werden eingehen in die ewige Pein, die Gerechten ins ewige Leben."

In öffentlicher Rede hat Er ein letztes Wort gegen Seine Feinde geschleudert. Gegen das Judenvolk und besonders das ungläubige Jerusalem. "Von nun an sollet ihr mich nicht mehr sehen, bis ihr einmal rufen werdet: Gebenedeit seist Du, der Du zu uns kommst im Namen des Herrn." Es war am Dienstag Nachmittag nach Palmsonntag, als Er im Heiligtum die letzte schwere Abrechnung mit den Volksverführern hielt. Wie ein Fluch scholl dieses Wort durch die weiten Tempelhallen. Und sein Sinn? Es deutet hin auf Ereignisse im fernen Zeitenschosse. Bis zur letzten Periode vor dem Weltgericht ist Israel als Nation vom Reiche Gottes ausgeschlossen. Erst wenn alle Heiden in die Kirche werden eingegangen sein; wenn das Wetterleuchten des Weltunterganges das Firmament durchzittert, dann wird dem Judentum eine letzte Gelegenheit zur Bekehrung gegeben. Dann, wollte Jesus sagen, werdet ihr in euren Kindeskindern euer Unrecht gegen mich erkennen. Werdet in euren letzten Volksgenossen mir entgegen jubeln:" Gebenedeit seist du, den unsre Väter einst ans Kreuz gehetzt. Hosanna dir, der du uns nun ein letztes Mal die Gnade anbietest im Namen des Herrn."

Wie von königlicher Majestät sind diese Worte Jesu Christi. Wahrhaft würdig des Grössten aller Menschenkinder. Sie rufen uns Seine überwältigende Autorität lebendig ins Bewusstsein. Wo immer Er spricht, da erbleichen alle Erdengrössen wie am Nachthimmel die Lichter vor der aufgehenden Sternenkönigin.

Wie wird unser letztes Wort einmal ausfallen? Wir wissen es nicht. Das eine ist gewiss: es wird in seinem Inhalt nicht so welterschütternd sein wie das des "Erstlings der Entschlafenen". Hoffen wir, dass wir uns unseres letzten Wortes wenigstens nicht zu schämen brauchen.

Sie waren lustig und guter Dinge im Wilden Westen, jene Besucher aus Ontario, als sie nach Mitternacht von einer Tanzpartie ihrem Heim zufuhren. Eins der Mädchen ging in ihrem jugendlichen Leichtsinn so weit, dass sie unerwartet plötzlich und gewaltsam dem Autofahrer ins Steuerrad hineingriff. Es warf den Wagen nach der Seite den Abhang hinunter. Er überschlug sich mehrere Male, und als die lustige Gesellschaft langsam herauskroch, fand sie jenes Mädchen tot! Der Priester erkundigte sich vor der Beerdigung bei der Schwester der Verstorbenen über deren Gesinnungen im Leben. "Welches war ihr letztes Wort," fragte er. "By Joe", lautete die trockene Antwort!

Ist demgegenüber nicht viel schöner, was man von den letzten Sorgen eines deutschen Dichterfürsten berichtet? Verloren im schwarzen Tunnel der Bewusstlosigkeit flehte er, kaum merklich, um "Mehr Licht". Wer wagt es zu ergründen, was in letzter Stunde in der Seele dieses Edlen vor sich gegangen ist!

Vor nicht langer Zeit versank ein junger Mann beim Beerensammeln in den Fluten des Saskatchewan River. Leider hatte er sich im Leben nicht sehr christlich benommen. So wenig in der Tat, dass von seinen letzten Worten das kirchliche Begräbnis abhing. Der Priester forschte bei Freunden nach über die Stimmung des Verunglückten vor dem Ertrinken. Die erzählten: als er vom Flussufer auf die Sandbank hinüberschritt, gab diese plötzlich unter seinen Füssen nach. Und als die Wellen ihn verschlangen, hat er noch ein letztes Mal nach seinem Schöpfer gerufen. "Mein Gott"! Das war sein letzter Seufzer; und das rettete ihn vom Fluch der Begräbnisverweigerung.

Der berühmte Daniel O'Connell half den kathol. Irländern ihre christliche Freiheit von den Engländern zurückerobern. Er erntete Verfolgung und Gefängnis für seine Bemühungen. Aber nicht minder auch die begeisterte Verehrung seiner Landsleute. Als er starb, brachten die Tageszeitungen schwarzumrändert die Trauernachricht: der ungekrönte König von Irland ist tot. Und sein letzter Wille? "Meinen Leib vermache ich der Erde, meine Seele Gott; mein Herz dem Papst!"

Die grossen Lieblinge Gottes redeten natürlich in ihrer letzten Stunde vom "Geheimnis der Heiligen" in ihrer Brust. Ihr ganzes Leben und Schaffen war ein Hochgesang auf die himmlische Liebe gewesen. Wie anders konnte es verklingen als mit einem erhabenen Bekenntnis zu ihr! "O Gott, ich liebe dich," stammelte die kleine Theresia, als sie die Augen zum Crucifixus hingewandt, beinahe



25 Jahre alt im Jahre 1897 ihre irdische Wanderung beschloss. Ihre Augen strahlten dabei von überirdischem Glück. Maria Alacoque verspendete ihre letzten Kräfte auf ständige Ergüsse brennender Liebe. "Welche Freude, Gott zu lieben! Lasst uns Gott lieben, aber vollkommen muss es sein!" Dem hl. Josef Cupertino, der sich im Leben durch staunenswerte Ungeschicklichkeit berühmt gemacht aber auch durch ebenso grosse Demut, flüsterte ein Bruder Worte der Liebe zu Gott in die sterbenden Ohren. Das weckte ihn aus seiner Versunkenheit und zauberte ein schelmisches Lächeln auf seine erbleichenden Wangen. "Sag das noch einmal, flehte er, sag das noch einmal!" Als hätte er erklären wollen: "Das ist das einzige Wissen und die einzige Kunst meines Lebens gewesen; und es ist auch das Einzige, das zählt vor Gott."

Bekannt ist der rührende Abschied des hl. Franz von Assisi von dieser Erde. Der Arzt machte ihm die bevorstehende Auflösung kund. Der Heilige nahm die Botschaft dankbar an: "Dann sei willkommen, Bruder Tod!" Und er dichtete den letzten Vers zu seinem Sonnengesang:

"Gepriesen seist Du, o Herr, durch unsern Bruder den Tod,
Dem keiner entrinnen kann unter den Lebenden!
Weh denen, die sterben in Todessünden;
Selig, die sich finden in deinen heiligen Willen,
Denn der zweite Tod wird sie nicht heimsuchen."

Dann stimmte er den 142. Psalm an und ging singend in die Ewigkeit hinüber. Wahrlich ein liebliches Verschwinden der Lebenssonne am westlichen Horizont!

Eher erschütternd hört sich die Geschichte an, die Josefus Flavius aus den letzten Jahren vor der Belagerung Jerusalems durch die römischen Heere berichtet. Mitten in der Feier des Laubhüttenfestes begann plötzlich ein Israelit vom Lande zu rufen: "Eine Stimme von Ost, eine Stimme von West; eine Stimme wider Jerusalem, wider den Tempel und das ganze Volk." Mit diesem Ruf durchzog er die Strassen und Gassen der Stadt. Die jüdischen Behörden ergriffen und schlugen ihn. Von den Römern wurde er gegeisselt, dass ihm die Knochen blosslagen. Er wiederholte nur immer wieder in wehmütigem Ton: "Wehe dir, Jerusalem!" Er redete mit niemand; beklagte sich nicht über seine Misshandlungen; dankte keinem, der ihm zu essen reichte. Das Einzige, was er, besonders an den grossen Festen, mit klarer Stimme hervorstiess war: "Wehe dir Jerusalem!" Die Stadt wurde von den herbeieilenden Römern umzingelt. Er schwang sich auf die Mauern hinauf und bald hier bald dort erscholl sein Wehe gegen Tempel und Nation. Schliesslich traf ihn ein Geschoss der Belagerer und tötete ihn; mit seinem Wehruf auf den Lippen hauchte er seine Seele aus.

Dieser Art sind die letzten Worte der gewöhnlichen Sterblichen. Manchmal sind sie vom Leichtsinn diktiert. Bisweilen ist's eine Drohung oder eine Bitte um Erbarmen. Oder ein

Zeugnis rührender Anhänglichkeit an ein Lebensideal; ein Hoch auf die himmlische Liebe oder ein ergreifender Ausdruck kindlichster Ergebung in Gottes geheimnisvolle Fügungen. Was es auch sei: an die letzten Worte Jesu Christi reichen sie nie heran. Hoch über allen schwebt das letzte Wort des sterbenden Gottmenschen. Triumph, Ergebung, hl. Jubel sind sein welterschütternder Inhalt. Sollten nicht auch wir es als unser letztes wählen?

Monatsheilige

Die Heilige des 14. April ist die hl. Lidwina, eine heilige Jungfrau, die im Jahre 1433 in ihrer Vaterstadt Schiedam bei Rotterdam starb. Als Holländerin ist sie uns Deutschen stammverwandt. Schon als heranwachsendes Kind wurde Lidwina wegen ihrer Schönheit und Anmut bewundert. Weil sie darin eine Gefahr für ihr Seelenheil befürchtete, bat sie Gott um Verunstaltung. Gott erhörte ihr Gebet. Im 15. Lebensjahr fiel sie unglücklich beim Eislauf und zerbrach eine Rippe. Von dieser Zeit an konnte sie nicht mehr das Bett verlassen. Ein 38jähriges Siechtum begann. Lidwina musste sehr schmerzvoll leiden, dazu kamen noch Spott und Misshandlung. Anfänglich begehrte sie noch gesund zu werden. Die Betrachtung des Leidens Christi aber stärkte ihren Willen und Opfermut, sodass sie noch Leiden anderer zur Sühne übernehmen wollte. Viele Bittflehende kamen zu ihr und fanden Hilfe und Trost. Der Herr zeichnete sie durch die Gabe des beschaulichen Gebetes, der Wunder und Weissagungen aus. In den letzten Jahren war die hl. Kommunion die einzige Nahrung der ergeben Leidenden. Ihre Reliquien befinden sich in Brüssel. —Am 14. April ist noch das Gedachtnis der hl. Hedwig († um 1200), der Tochter der sel. Hildegund, die nach dem Tode ihres Mannes das Kloster der Prämonstratenserinnen zu Mehren in der Rheinprovinz stiftete. Nach dem Tode der Mutter war die Tochter die Priorin dieses Klosters.

Am 17. April wird des hl. Abtes Wando zu Fontanelle im Frankenland († 756) gedacht und am 18. April ist im Kalender ein hl. Friedebald verzeichnet, der als Abt des Zisterzienserklosters zu Dun in Flandern im Jahre 1167 gestorben ist.

Am 18. April ist auch das Gedächtnis des hl. Wikberg (urspr. Wiktrep). Er stammte aus dem bayerischen Herzoggeschlecht der Agilolfinger und wurde geboren zu Epfach in Oberbayern. Zuerst soll er Abt von Tours, nach anderen von Ellwangen in Württemberg, gewesen sein. 739 wurde er Bischof von Augsburg. Als solcher weihte er den hl. Magnus zum Priester. Er starb im Jahre 756. Seine Reliqien kamen 1489 nach St. Ulrich in Augsburg. — Am gleichen Tage wird noch der Klausnerin Herluka (sel.) von Epfach gedacht.

LEBENSWEISHEIT

Der Gottesgedanke darf uns im Leben keinen Moment verlassen. — Die Hoffnung auf Gott muss die Furcht vor ihm überholen.

Wer Gesetz Gottes, der Natur und des Staates missachtet, wird bestraft — denn jedes Gesetz hat seine Strafbestimmungen.

Wisse, wer Gott und dessen Sache allzeit bekennt, der hat auch Gottes Treulose und Widersacher gegen sich. Dies kann aber nichts auf sich haben; denn der Sieg ist beim Stärksten, bei Gott!

Da unser Leben Gott gehört, müssen wir es nach seinen Gesetzen einrichten.

Was ist das Wichtigste? Sich zu bemühen, den Willen Gottes in allem zu erkennen und darnach zu handeln.

Irrlichter sind oft der Menschen Meinungen; als Sonne aber bleibt Gottes Wort.

"Die Gelegenheit zu jeder Frist
Mehr als der Teufel selbsten ist."

Was viel tausend Teufel nicht auswirken können, bringt die einzige Gelegenheit zuwege. Daher man sich vor der Gelegenheit mehr zu hüten hat als vor dem Teufel. Der Teufel lässt sich abtreiben mit dem hl. Kreuz, mit einem Tropfen Weihwasser, aber die Gelegenheit nicht also; denn sie ist weit über dem Teufel, sie betört die Weisesten, sie entkräftet die Stärksten, sie befleckt die Keuschesten, sie hintergeht die Behutsamsten, sie verführt die Heiligsten, kurz zu sagen, was der Teufel nicht ausrichten kann, das stiftet die böse Gelegenheit.

Der nützlichste Mensch ist der grösste, und was du in deinen Verhältnissen Gutes gewirkt hast, ist deine wahre Grösse.

MARIANISCHER MISSIONSVEREIN

Aus dem Missionarsleben

Von Pater Joseph, O.M.I.

Soeben hatte ich mich an den Mittagstisch gesetz, als es an der Tür schellte. Als ich die Tür öffnete, trat mein Nachbar Jim herein.

"Herr Pater", sagte er, als er eingetreten war, "ich will Sie nicht lange stören. Sie kennen doch den Schweden John. Sein Familienname ist mir unbekannt. Nun, John ist sterbenskrank und liegt ganz verlassen in einer alten Baracke hinter dem Hotel. Der Wärter des Beerparlors geht als mal zu ihm und bringt ihm etwas Suppe. Lange wird der Aermste nicht mehr leben. Er ist oft besinnungslos und seine letzte Stunde ist ohne Zweifel nahe. John ist ja nicht katholisch, wie Sie wissen. Aber Herr McDougal von der United Church sagte mir soeben ich solle Sie doch hitten, den Sterbenden zu besuchen und ihm beizustehen in der letzten Stunde. Es sei ja wirklich unbegreiflich, dass keiner der protestantischen Geistlichen sich um den Kranken kümmert. Würden Sie die Güte haben, John zu besuchen und ihn auf den Tod vorbereiten? Ich bin sicher, John wird Ihnen sehr dankbar sein."

"Aber mit grösster Freude, Jim," sagte ich, "das werde ich gleich tun." Nach dem Mittagessen eilte ich zum Kranken. Als ich in seine armselige Hütte eintrat, fand ich John bewusstlos auf seinem Bette liegen. Ich kniete nieder und verrichtete ein kurzes Gebet, dass Gott dem unglücklichen Kranken doch die Gnade eines glücklichen Todes verleihen möge. Nach wenigen Minuten öffnete John die Augen und schaute mich an. Dann flüsterte er leise: "Herr Pater". "John", sagte ich ihm, 'ich hörte soeben, dass Du schwer krank wärest und da bin ich nun gekommen, Dich zu besuchen."

"Ich weiss schon," flüsterte er leise, "Sie sind gekommen um einen Katholiken aus mir zu machen. Ich bin in der lutherischen Religion aufgewachsen. Ich bin fest davon überzeugt, dass meine Religion die gute ist. Ich kenne ja nichts von der katholischen Religion. Ich bin jetzt zu krank darin unterrichtet zu werden."

"Mein Freund," erwiderte ich ihm, "mach Dir nur keine Sorgen. Ich bin nicht gekommen, Dich mit religiösen Zweifeln zu belästigen. Ich bin nur gekommen, Dir zu helfen, Dich vorzubereiten für die lange Reise in die Ewigkeit. Ich werde Dir helfen, Dich auszusöhnen mit Deinem Gott, vor dessen Richterstuhl Du bald erscheinen wirst."

Bei diesen letzten Worten richtete der Kranke seine Augen einen Augenblick nach oben und verfiel dann in einen leichten Schlaf. Nach einer Weile wachte er wieder auf und schaute mich freudig und vertrauensvoll an. Dann ergriff er meine Hand und sagte: "Herr Pater, wie sonderbar, ich habe keine Angst zu sterben trotz der vielen Sünden die ich in meinem Leben begangen habe. Ja, es tut mir jetzt herzlich leid, dass ich dem lieben Gott so undankbar gewesen bin. Nun möchte ich Ihnen ein Geheimnis anvertrauen: Als ich ein Junge war von etwa 12 Jahren, da wurde meine gute Mutter schwer krank. Ihr Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Kurz vor ihrem Tode rief sie mich an ihr Sterbebett. Sie nahm dann meine Hand in die ihre und sagte mit sterbender Stimme: John, ich muss Dich nun verlassen. Der liebe Gott ruft mich. Bald hast Du keine Mutter mehr. Dann stehst Du allein in der sündhaften Welt. Wer wird Dich dann beschützen gegen all die Gefahren, die Dir drohen werden- John, willst Du mir, Deiner sterbenden Mutter, einen letzten Wunsch erfüllen?" Nachdem ich der Mutter mit einem festen "Ja" geantwortet, fuhr sie fort: "John, willst Du Deiner Mutter vor ihrem Tode versprechen, jeden Tag ein besonderes "Vater Unser" zu beten, damit der liebe Gott Dich in seine Obhut nehme und Dir am Ende Deines Lebens eine glückliche Sterbestunde verleihe? Ich wünsche, dass Du auch einmal zu mir in den Himmel kommst." — "Ich habe ihr das versprochen und ich habe es bis auf den heutigen Tag treu gehalten. Oft kam ich im Rausche spät abends nach Hause und wollte mich auf mein Lager werfen. Aber jedesmal kam mir das Bild meiner sterbenden Mutter in den Sinn. Ihre brechenden Augen schienen mir zu sagen: "John, das 'Vater Unser' — Du hast es mir auf meinem Sterbebette versprochen". Dann kniete ich jedesmal nieder und betete ein 'Vater Unser'. So habe ich es getan jeden Tag meines Lebens. Und das gibt mir in dieser Stunde ein so grosses Vertrauen auf Gottes Güte und Barmherzigkeit. Ich kann nicht glauben, dass der liebe Gott mich verstossen wird."

Ganz erschöpft fiel der Kranke in eine Ohnmacht. Als er nach einiger Zeit wieder zur Besinnung kam, betete ich ihm die Akte des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe und Reue vor. Mit schwacher Stimme sagte er mir jedes Wort nach. Dann nahm ich mein Kruzifix und hielt es vor ihn. "John," sagte ich ihm, "hier siehst Du das Bildnis des gekreuzigten Heilandes. Aus Liebe zu uns

Menschen hat er so schrecklich leiden und sterben wollen um für unsere Sünden genugzutun. Auch für Dich hat er gelitten und ist er gestorben um Dir das Sterben leichter zu machen." — Dann ergriff der Kranke das Kruzifix mit beiden Händen, drückte es an seine Lippen und flüsterte: "Mein Heiland, Barmherzigkeit."

Nie werde ich diese Szene vergessen können.

In diesem Augenblick trat ein Freund des Kranken ins Zimmer. John reichte mir das Kruzifix und dankte mir gerührt für meinen Besuch.

Ich nahm dann Abschied von ihm; denn ich musste am selben Nachmittag noch abreisen zu einer Mission, wo ich am folgenden Tage — einem Sonntag — den Gottesdienst zu halten hatte. Als ich am Sonntag Abend heimkam, erzählte mir mein Nachbar Jim, dass John am Samstag Abend friedlich verschieden sei. R.I.P.

Lieber Leser! Lernen wir aus diesem Beispiel, keinen Tag unseres Lebens vorübergehen zu lassen ohne zu beten für eine glückliche Sterbestunde.

Der Glaube der Bretagner

Als einst in Frankreich die furchtbarste Revolution wütete und man dem Volk den Glauben an Christus aus dem Herzen reissen wollte, da leistete die Provinz Bretagne den stärksten Widerstand. Nichts war imstande, den Glauben dieser Bekenner Christi zu erschüttern.

Eines Tages kam einer der Revolutionsführer zu dem Schulzen eines Dorfes und drohte, alle Kirchen einzureissen, wenn man nicht dem Glauben entsage.

"Ihr werdet uns doch immer noch die Sterne lassen müssen" entgegnete der schlichte Bauer, "und diese sieht man noch weiter als unseren Kirchturm."

In vielen Gemeinden der Provinz war der äussere Gottesdienst ganz unterbrochen. Die Priester waren vertrieben oder getötet, aber die Sehnsucht der Menschen nach Christus konnte nicht unterdrückt werden. Ihr Glaube war erfinderischer und scharfsinniger als die Wut der Verfolger. In dem Orte Crozon war die Kirche geschlossen, und die Priester, die in der Verborgenheit lebten, konnten nicht einmal eine Scheune finden, um darin die heilige Messe zu lesen, da überall Soldaten lagen. Doch man wusste sich zu helfen.

Vom Turm einer verlassenen Kirche schlägt die Mitternachtsstunde. Ein schwankendes Licht glänzt in der Ferne auf dem Ozean. Zwischen dem Rauschen der Flut hört man das Klingen eines Glöckchens. Alsbald kommt Bewegung in alle Buchten, den Felsen entlang, in alle Windungen der Küste. Es sind Fischerbarken mit Männern, Frauen, Greisen und Kindern, die einem Punkt auf dem hohen Meere zusteuern. Schon lässt sich der Ton des Glöckchens in gröserer Nähe hören, der ferne Lichtglanz wird deutlicher und endlich zeigt sich der Gegenstand, nach dem das Volk von allen Seiten sich suchend wendet auf den Wellen. Es ist ein Nachen, in dem ein Priester aufrecht steht, um das heilige Opfer zu feiern. Welch ergreifendes Schauspiel! In den Booten ringsum liegen die Gläubigen auf den Knien, mitten im rauschenden Meere, unter dem wolkenbedeckten Himmel! Die Nacht, die Wogen, 2000 gesenkte Häupter rings um einen aufrecht über der Meerestiefe stehenden Mann und zwischen jedem Wort der Weihe, das aus seinem Munde kommt, das Rauschen des weiten Meeres, das hineinmurmelt wie die Stimme Gottes des Allmächtigen!

Wahrlich, Christus lebt!

Nicht aus des Herzens blossem Wunsche keimt
Des Glückes schöne Götterpflanze auf.
Der Mensch soll mit der Mühe Pflugschar sich
Des Schicksals harten Boden öffnen, soll
Des Glückes Erntetag sich selbst bereiten
Und Taten in die offnen Furchen streun.

Wurzeln des Waldes
Und Erze des Feldes
Und aller Abgruende Grund,
Die sind dir, Herre, kund:
Sie ruhen in der Hut deiner Haende,
Alles himmlische Heer
Kann dein Lob nicht aussingen an ein Ende.

OSTERN

Christ ist erstanden
von Martern und Banden!
Des sollen wir alle froh sein,
Christ soll unser Trost sein.
Kyrie eleis!
Wär er nicht auferstanden,
so wär die Welt zergangen;
da er nun auferstanden ist,
so preisen wir denHerrnChrist.
Kyrie eleis!
Alleluja, Alleluja, Alleluja.
Des sollen wir alle froh sein,
Christ soll unser Trost sein.
Kyrie eleis!



VOM Schusterseppel

Liebe Leser und Leserinnen.

Uff die Ostren solle mir net zu plenty esse und trinke vonwege weil mir denke tue, dass mir jetzt reste könne von das lange Foste. Und tut's auch net vergesse eire buggy nochzuschaue, weil mir uff die Ostren zur Kerch fohre miesse. Gas fier die cars werde mir net arg viel hobe vonwege die gas rationing, aus was welle Ursach ich eich anrote tu, eire Ross zu putze und eire buggy uffzufixe, dass ihr nochher zu eiren Poter net soge tut: "Poter, ich hob uf die Ostertäg gornet zur Kerch komme könne vonwege weil ich kein gas für die car net g'hat hob und vonwege weil mein buggy seine Rädel beim blacksmith sein."

Tun mir alles gut vorbereite, so dass mir nochher net luge brauche. Das Luge ist net gut, solles kann ich eich soge und verrote. Seht ihr's, liebe Leser und Leserinnen, ich kann mich noch erienre an den Klober Isidor, was weller Klober Isidor in unsre Gemeinde gemuft komme is. Sechs Meile south vom highway hot er sich in eine homestatt g'huckt, er und seine drei grosse Bube. Vonwege weil der Isidor ein Wittmann gewest is, aus solle Ursach hot er kein Weib net g'hat.

Der Isidor hot noch keine drei Täg net in unsre Gemeinde gelebt, da hot er in die Stores zu die Männer, was dorten im Winter iemmer rumhucke tue, g'sogt: "Männer", hot er g'sogt, "uf den Mittwoch tu ich eich zu eine meeting einlode, was welle meeting ich holte werd von wege interessante und wichtige Froge, die mir alle bespreche miesse."

Als der Mittwoch komme wor, das hen sich die Männer in die stores eine Zigaret gewickelt, und nochher sein sie h'nieber gange in die hall. Wie sie sich dorten hing'huckt hobe, da is der Isidor ufgestanne und hot zu die Mannsleit gesproche:

"Mannsleit", hot er g'sogt, "ich hob eich zu diese meeting eingerufe, net vonwege weil ich will, dass ihr mich zum reeve vote tut. Ich kann eich soge und verkiende, dass ich ein Mann sein tu, was in der Welt rum komme is und was einen guden reeve moche tät. Ich hob Freinde, was in Ottawa im Parlament was zu soge hobe, und ich brauch nur ein Wort zu spreche, und mir hobe Geld fier unseren distrikt, so viel dass mir brauche. Ober, ich hob eich g'sogt, dass ich kein reeve net sein will. Wenn's ihr wollt, dann könnt ihr ja fier mich und meine Person vote. In meine meeting am heitigen Tog wolle mir ober net ieber den reevejob rede. Ich will eich nur soge, dass ich auch ein bissel in der Wissenschoft bin. Ich hob ausgestudiert, aus was welle Ursach die Leit heit so viel mit ihre appendix und mit ihre tonsils zu schaffe hobe. Hen mir in die alte Zeite so viel operations g'hat wie allzumol? Hen mir in unsre junge Johre so viel Geld fier die doctors gespent wie heit? Nein, tu ich soge. Mir sein g'sunder gewest wie heit. Und aus was welle Sach tun mir heit net g'sund sein? Weil mir net uffpasse, was mir esse und trinke tue. Ich hob ausgestudiert, dass uns das Fleisch von unsrem Viech, was mir schlochte und esse, kaputt moche tut. Ich hob ausgefunne, dass das Fleisch von unsre Rinder und Schweine Trichniene hobe tut, was welle Trichniene in unsrem Viech lebe tue. Wenn mir das Fleisch von unsrem Viech esse, dann esse mir auch die Trichniene, und die tun uns vergifte und krank moche. Desholb tu ich soge: Tut's mich rufe, wenn ihr eier Viech schlochte tut. Ich mit meine Erfohrung werd das Viech unnersuche und werd eich soge, ob es Trichniene hobe tut oder net. Ich tu eich nur ein Dollar charge fier meine Orbeit."

Eine Woche noch soller meeting, mir sein grod vor die Ostren gewest, is der Karpiner Kasper zu mir h'nieber komme und hot g'sogt:

"Seppel, wisst ihr, meine Sau, was welle Sau ich uf die Ostren schlachte will, hot vielleicht die Trichniene. Ich mein, ich tu den Isidor rufe. Der tut sich auskenne uf das Viech. Vielleicht, wenn der nochschaue tut nach meine Sau, kann ich sie doch noch schlachte."

Und so is er denn zum Isidor gange, und der Isidor is mit ihm zurieckgange, die Sau nochzuschaue. Wie sie bei der Sau wore, is der Isidor gleich zum Schwein h'neingange, hot ihm das Maul uffgeriesse und hot h'neingeschaut. Nochher hot er die Fiess und die Ohre unnersucht, und wie er seine Finger in die Nas von der Sau gesteckt hot und sie uff die Schunke gekloppt hot, da is die Sau uff eimol wild worde. Der Isidor is schnell von sie weggesprunge und hot gerufe:

"Kasper, dem Schwein sein hinnerer Schunke hot die Trichniene. Das du mir das Viech net schlachte tust bevor dass mir die Trichniene net kaputt gemocht hobe. Ich tu jetzen ham springe und werd meine medicine hole, was welle medi-

cine die Trichniene vergifte tut."

Und so is denn der Isidor ham gelaufe und is bald mit seine medicine zurieckkomme. Der Isidor und der Kasper hen der Sau sein Maul uffgeriesse und hen die medicine do h'neingeschiettet.

"Jetzten tust die Sau in Ruh losse, Kaspar. Ich werd morge wieder nochschaue komme, und du werst sehe, das die morge wieder uff die Beine is. Vor die Ostre werst du sie schlochte kenne, die Schunke ober werst du mir gebe miesse, von wege weil die verbrennt gehere."

Am anren Tog bin ich grod ieber die street gange, da hob ich den Kaspar laufe sehe.

"Hallo", hob ich gerufe, "was mach die Sau? Hot der Isidor sie uffgefixt?"

"Der Isidor?", hot der Kaspar wie wietieg gerufe, "der ... der ... der g'hert hingeschloge, der g'hert zusammengehaut. Kaputt is meine Sau von seine medicine! G'sund is die Sau gewest wie ein Fisch. Ich werd dem Isidor zeigen, wo dem Schwein sein hinnerer Schunke Triechniene g'hat hot, dem Betrieger!"

"Jetzten hert's doch eimol" hob ich g'sogt, "der Isidor hot doch g'sogt, dass er sich auskenne tut in die Wissenschaft. Tu doch erscht in seine Bücher nochschaue, ob dorten net geschriebe steht, wie dass ein Schwein von die Triechniene kaputt gehe kann."

"In seine Biecher nochschaue?" hot der Kaspar geschriee, "der hot ja keine Biecher net. Der hot noch kein Buch von die Wissenschaft g'sehe, solles kann ich eich soge. Spreche kann er und schwiendle, von wege weil er den Dollar hobe will und die Schunke von unsre Schweine. Ich werd dem schon noch von die Wissenschaft rede!"

Ein paar von die Mannsleit, was welle Mannsleit vor die stores gestanne und den Kaspar schiempfe gehert hobe, sein neigierig worde und sein schnell mitgelaufe zum Isidor sein Haus. Und ich bin auch h'niebergange, vonwege weil ich wiesse wollt, wie dass es stehe tut mit unsren neinen Trichnienedoktor.

Wie mir in sein Haus h'neinkomme sind, is der Isidor grad beim Esse gewest. Der Kaspar is zu ihm gange, hot mit eine von seine zwei Feist uff den Tisch geschloge, dass mir alle gemeint hen, er werd ihn zerbreche. Und dann hot der Kaspar mit wietieger Stimm gerufe:

"Jetzten kommst gleich mit mir und tust dir mein Schwein seine Schunke hole. Und ich werd hier in dieser Kuchel bleibe, bis dass du die Schunke gesse host, du Ross du ludriges. Was hast meiner Sau gebe? Gift host ihr gebe, vonwege weil net die Trichniene kaputt gange sein ober die Sau, die was ich fier teires Geld kauft und uffgefietret hob. Zohlen werst miesse und die Schunke esse, sonsten passiert was, solles kann ich dir verspreche!"

"Eire Sau is kaputt?" hot der Isidor ganz verwundert gefrogt, "ich hob ihr gude medicine gebe und ich tu net dafier uffkomme, dass deine Sau solle medicine gefresse hot bevor dass die Trichniene sie fresse konnte. Ich tu net uffkomme fier solle Geschiechte."

"Was, du tust net offkomme fier meine Sau? Du tust sure uffkomme, vonwege weil du nix net verstehe tust vom Viech, du Liegner", hot der Kaspar geschriee, "do hier schau, do hob ich ein Kalender, was mir mein Voter gebe hot. Do steht's geschriebe, wie dass der Mensch, was ein guder Farmer is, mit die Sei umgehe soll. Do steht's auch von die Triechniene, was welle Trichniene kein Zeit net hobe, kaputt zu gehe, wenn mir die Sau mit Gieft fiettre tue."

Wie der Kaspar sein Kalender vorgezeigt hot, da sein die Mannsleit alle interessiert worde und hobe nochgelese, was in sollem Kalender von die Trichniene geschriebe wor. Und nochher hen sie gerufe.

"Der Kaspar is right, da, tut's lese, Isidor, nehmt's und tut's lese, und nochher sagt's uns, was ihr jetzten denke tut!"

Der Isidor hot das Buch genomme, hot's eine Weil angeschaut, und dan hot er es zu die Mannsleit zurieckgebe und hot g'sogt:

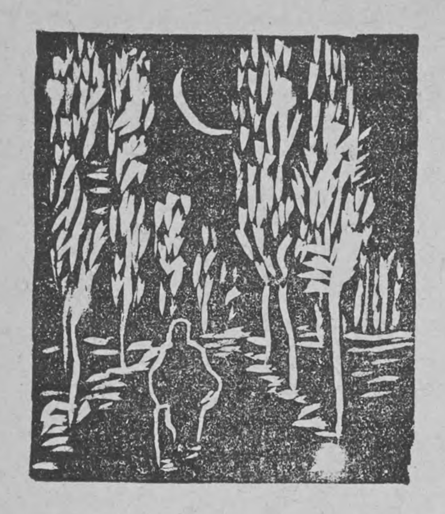
"Meine Herrn", hot er g'sogt, "ich bin nicht mächtig zu die lateinische Buchstabe. Und vonwege weil soller Kalender mit lateinische Buchstobe geschriebe is, aus solle Ursach bin ich net mächtig, zu lese, was dorten geschriebe is."

"Was, ihr seids net mächtig zu die lateinische Buchstobe?" hot da uff eimol der Spanzer Ludwig, was mit uns wor, gerufe, "do sein ja keine lateinische Buchstobe net, do sein ja die deitsche Schrift."

Jetzten is die Uffregung unner die Männer gross worde. Sie hen eine englische Zeitung genomme und hen den Isidor lese mache wolle. Und do hen denn alle erfohre miesse, dass der Isidor net mächtig wor zu keine Buchstobe net, vonwege weil er niemols net das Lese und das Schreibe g'lernt hot.

Liebe Leser und Leserinnen. Den hen mir net zu keinen reeve gevotet. Und Trichnienenbusiness hot er auch keins in unsre Gemeinde gemocht. Er hot uns angelugt mit seine Wissenschoft, aus was welle Ursach mir auch gornet an seine Freinde geglaubt, was in Ottawa im Parlament lebe tue. "Wer eimol lugt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wohrheit spricht", tun die Leit soge. Und das hot was Wohres in sich. Aus soller Ursach tu ich eich soge: Tut's net luge und iebertreibe, ober seit's iemmer gut mit die Ehrlichkeit. Wenn du nix net verstehe tust von die Trichniene, dann tu net soge, wie dass du in die Trichnienewissenschoft gestudiert bist. Ober da sein viele, was gestudierter sein wolle als unsre Päter. Und nochher, wenn sie's zeige solle, nochher is alles kaputt, grad wie dem Kaspar seine Sau!

So sein mir denn ehrliche Leit. Tun mir unsre buggy fier die Ostre vorbereite, so dass mir uff die Ostre net luge und net soge brauche: Ich hen net zur Kirch gehe gekennt, vonwege weil die gas rationing is und vonwege weil mein buggy beim blacksmith stehe tut, was weller blacksmith noch kein Zeit net g'hat hot, sollen buggy uffzufixe.



Das Gemeindekind

Erzählung von
Maria von Ebner-Eschenbach

(Fortsetzung)

"Verzeih mir," bat Vinska von neuem, und er mit wonnig genossener Gelassenheit erwiderte:

"Lass gut sein, die Zeit ist vorbei, in der ich mir so was zu Herzen genommen hätt'."

Sie errötete, biss sich auf die Lippen und setzte ihren Weg weiter fort. Sie ging verwirrt mit der beschämenden Empfindung, dass ihr eine Macht geraubt worden war, die sie für unverlierbar gehalten hatte. Die Feine, die Blonde, folgte ihr. Pavel aber stemmte beide Hände in die Seiten, wiegte sich übermütig in den Hüften und sprach vor sich hin:

"Die Weiber, pfui, zu nichts gut als zum Schlechten!"

14

Peter ging es täglich besser; er durfte wieder sprechen und durfte essen, was ihm schmeckte, nur Schreien und Rauchen war ihm noch verboten. Während seiner Krankheit hatte er nicht aufgehört, sich zu fürchten, im Anfang vor dem Sterben und später vor der Rechnung, die der Arzt ihm machen würde. Als dieser seine Besuche einstellte und die Rechnung nicht sofort schickte, liess Peter sie abholen, aber nur, um ihr einen schnöden Empfang zu bereiten. Er legte sie auf den Tisch, setzte sich vor sie hin und begann Posten für Posten grimmig anzufeinden. Sein Weib schlich voll Besorgnis um ihn herum und bat ihn schüchtern, nicht so zu toben, worauf er es noch viel ärger trieb. Zu Fleiss! — weil er doch sehen wollte, ob die Reparatur, die der alte Notenreisser an ihm vorgenommen und sich so unverschämt bezahlen lasse, wenigstens ordentlich gemacht sei.

Es war ihm gelungen, sich völlig um sein bischen Menschenverstand zu bringen und in den nicht mehr zurechnungsfähigen Zustand hineinzuärgern, in den ihn Vinska am liebsten vor der Begegnung mit fremden Leuten bewahrt hätte, als es an der Tür pochte und recht zur unguten Stunde der Wirt erschien.

Er zog höflich den Hut, und Vinska sah auf den ersten Blick: Der will etwas, und zwar etwas nicht ganz rechtmässiges.

Peter gab auf die Erkundigung nach seinem Befinden, mit der der Besuch sich einführte, keine Antwort, schob, als jener sich neben ihn gesetzt hatte, ihm nur die Rechnung hin, schnaubte: "Da!" und sah ihn von der Seite gespannt und erwartungsvoll an.

Der Wirt versank in das Studium des Schriftstückes. Nach einer Weile, die hingereicht hätte, um es auswendig zu lernen, sprach er, seine Worte mit einem Schlage der flachen Hand auf das Papier bekräftigend:

"Das ist die Rechnung vom Doktor."

"Die Rechnung vom Doktor, vom Spitzbuben; furchtbar überhalten hat mich der Lump."

"Kann's nicht finden," erwiderte der Wirt: "Dich überhalten, so einen Sparmeister!—kommt nicht vor. Die Rechnungen sind in Ordnung — beide Rechnungen, die vom Doktor und," er lächelte verlegen, griff in die Brusttasche und zog langsam ein gefaltetes Papier hervor, das er dem Peter hinhielt, "und die meinige auch."

Peter fuhr zurück wie vor einem Feuerbrand und schrie aus Leibeskräften: "Rechnung?" — Was das zum Teufel für eine Rechnung sein könne, hätte er wissen mögen; er hatte keinen Kreuzer Schulden im Wirtshaus, er trank nie einen Tropfen, den er nicht sogleich bezahlte.

Ja, meinte der Wirt, als er endlich zu Worte kommen konnte, es handle sich auch nicht um Tropfen, sondern um einen Zaun, den Zaun seines Gartens nämlich, der bei Gelegenheit des Lokomobilsturzes zu Schaden gekommen war.

Nun geriet Peter völlig in Wut. Was in aller Welt ging der Zaun ihn an? Wie konnte der Wirt sich erfrechen, ihm die Rechnung für den Zaun zu bringen? . . . Dass der Zaun umgerissen worden, das war ja die Ursache des ganzen Unglücks gewesen. Es geschah in dem Augenblick, in dem Peter just im Begriff gewesen, die Pferde wieder

in die Hand zu kriegen, er hatte sich schon, ein Riss noch, und sie wären gestanden wie Mauern und hätten die Wendung genommen ins Hoftor wie die Lämmer. Freilich, wenn der Zaun umpoltert vor ihren Nasen, da werden solche Tiere scheu. Kühe sind's ja nicht. So war's, Peter schwor es hoch und teuer — schwor auch, jeden, der es nicht einsähe, mittels Fusstritten davon zu überzeugen. In seiner Aufregung verliess er trotz Vinskas Abmahnungen das Haus und begab sich mit dem Wirt an die Ecke des Gartens, um den Vorgang an Ort und Stelle ausführlich zu demonstrieren.

Sorgenvoll blickte sein Weib ihm nach. Sieben Wochen lang hatte er das Zimmer nicht verlassen und unternahm jetzt seinen ersten Ausgang an einem stürmischen Oktobertag im leichten Hausanzug, heiss vor Zorn und keuchend vor Aufregung. Bis herüber hörte sie ihn schreien. Als er den Zaun erblickt hatte, dessen Wiederaufstellung zu bezahlen ihm zugemutet wurde, war er in die Höhe gesprungen wie toll. Was war denn das? Betrug! schuftiger Betrug! . . . Nicht nur einfach aufgestellt, neu hergestellt war der Zaun. Mehr als die Hälfte seiner morschen Bretter durch neue ersetzt. Wie? Ein alter Zaun war umgefallen und ein neuer aufgestanden, und zwar auf Peters Kosten? . . . Er tobte, er rief jeden Vorbeigehenden zum Zeugen des Diebstahls, den der Wirt an ihm verüben wollte. Vor einem immer wachsenden Publikum erzählte er die Geschichte ein halbes dutzendmal nacheinander, erzählte sie mit immer neuen, seine Behauptung bekräftigenden Zusätzen. Der verfluchte Zaunumreisser, der "Bub", hat alles auf dem Gewissen, das Scheuwerden der Pferde, den Sturz der Lokomobile, den Unfall Peters — des Helden, der, selbst im Augenblick dringender Lebensgefahr, die Rettung des Eigentums der Gemeinde im Auge behalten und, statt zur Seite zu springen, noch ganz zuletzt seinem Gespann eine Wendung gegeben, einen Ruck, der verhindert hätte, dass die Maschine auf "Fransen" ging. Er war zuletzt so heiser wie eine Rohrdommel und fiel vor Müdigkeit fast um. In der Nacht liess die Unruhe ihn nicht schlafen, und des Morgens schickte er zum Bürgermeister, zu den Räten und zu einigen Freunden und entbot sie ins Wirtshaus, wo er eine ernstliche Beratung mit ihnen pflegen wollte. Sie kamen, und er setzte ihnen auseinander, dass er sein Recht verlange, und wenn die Gemeinde es ihm nicht gewähre, werde er sich's beim Bezirksgericht holen, beim Kreisgericht, beim Kaiser.

Der Bürgermeister stiess Seufzer um Seufzer aus, während Peter sprach, lächelte ängstlich, sah die Räte um Beistand bittend an. Er war der sanftmütigste Mann im Orte, sehr jung für sein Amt und — weil etwas gebildeter als die meisten seiner Standesgenossen — ihrer Roheit gegenüber ziemlich hilflos. Was denn also Peters Recht sei? fragte er, und dieser, statt zu antworten, begann seine Geschichte zu erzählen, die seit gestern noch viel wunderbarer, unmöglicher und glorreicher für ihn geworden war. Der Bürgermeister zuckte die Achseln, der älteste der Räte schlief ein; Anton machte seine ausdrucksvollste bedauernde Gebärde. Einige Witzbolde erlaubten sich, Peters Prahlereien im Scherz zu überbieten und erregten damit grosses Gelächter. Er schwankte eine Weile, ob er mitlachen oder sich ärgern sollte, wählte aber dann das letztere:

"Hab' ich den Zaun umgerissen?" rief er.

"Nein, nein!" antwortete man ihm.

"So bezahl ich ihn auch nicht."

"Nein, nein!"

"Wer aber tut's?" jammerte der Wirt, dem dicke Schweisstropfen auf den glänzenden Wangen standen.

"Wie du die Rechnung gestellt hast, niemand; sie ist auf alle Fälle unverschämt," sagte Anton, und dankbar nickte der Bürgermeister ihm zu. Barosch jedoch, der eben sein fünftes Schnapsgläschen leerte und gern ein sechstes auf Kredit bekommen hätte, neigte demütig den kleinen kugelrunden Kopf auf die Seite und sagte:

"Warum niemand? Warum nicht der, der ihn umgerissen hat? Warum nicht der Bub?"

"Der Bub? Das wäre — das wäre was — haha, der Bub!" kicherte, lachte, spottete man; trotzdem aber liess sich unschwer erkennen, dass der Vorschlag Anklang gefunden hatte.

Peter bemächtigte sich seiner sogleich und beanspruchte ihn als sein Eigentum. Das war das Recht, von dem er geredet, die Genugtuung, die ihm gebührte für die Gefahr, in die der Bub ihn gebracht. Ihn, der so viel Opfermut bei Rettung der Maschine an den Tag gelegt hatte.

Der älteste Rat war eben aufgewacht und fiel verdriesslich ein: mit dieser Rettung sei es ein verfluchtes Geflunker. Bei dieser Rettung habe die Lokomobile "eins hinaufbekommen", von dem sie sich nicht erholen könne. In einem fort repariere Anton an ihr und vermöge nicht, sie "auf gleich" zu bringen. Sie puste wie schwindsüchtig, und ihr vormals so heller Pfiff gliche jetzt dem Miauen einer kranken Katze. Daran läge gar nichts, meinte Anton; Pfeifen und Miauen käme am Ende auf eins heraus; das aber, dass die Maschine weit weniger leistungsfähig sei als früher, müsse er leider gelten lassen.

Seine Erklärung erweckte allgemeine Unzufriedenheit, nur Peter nahm keine Notiz von ihr, trommelte mit den Fäusten auf den Tisch und rief:

"Der Bub muss her, und der Bub muss zahlen."

"Muss her, freilich," stimmte man von vielen Seiten bei, und der Bürgermeister, der immer ungeduldiger wurde, je ohnmächtiger er sich fühlte, der Strömung entgegenzusteuern, die die öffentliche Meinung genommen hatte, sagte lauter, als sonst seine Weise war:

"Er muss, was muss er? Das nicht, was ihr

euch einbildet!" Eine abwehrende Handbewegung war seine Antwort auf die Einwendungen, die sich erhoben, und er schloss: "Er kommt nicht, kann nicht kommen, weil er und der Arnost einberufen worden sind und sich heute haben stellen müssen."

Das war nun allerdings etwas andres, und es hiess sich bescheiden.

Wohl kam Pavel am nächsten Morgen zurück, brachte aber nur vierundzwanzig Stunden daheim zu und sprach nur mit zwei Personen, mit dem Bürgermeister und mit Anton. Beim ersten meldete er sich in Gesellschaft Arnosts. Sie hatten beide das Glück gehabt, zur Landwehr eingeteilt zu werden, mussten jedoch sogleich einrücken.

Der zweite, den er zufällig traf, der Schmied, klagte ihm seine Not mit der Maschine und forderte ihn auf, nach dem Hofe Peters zu kommen, wo sie noch immer stand. Beim ersten Blick, den Pavel auf sie warf, wiederholte er, was er schon einmal gesagt hatte: "Seht Ihr nicht, dass das Stangel verbogen ist?" — Anton gab es zu, war aber der Ansicht, an der Kleinigkeit läge nichts.

"Alles liegt daran," entgegnete Pavel. "Deswegen stosst's ja so, deswegen geht der Schieber nicht ordentlich, und wie soll denn der Dampf richtig eintreten? Einmal kommt zuviel, einmal zuwenig."

Es gelang ihm, den Schmied zu überzeugen, und nun brachten sie miteinander die Sache in kurzer Zeit in Ordnung.

Peter zeigte sich nicht, aber man hörte ihn in der Scheuer jämmerlich husten. "Er hat sich verdorben mit lauter Schreien," sagte Anton, "der Doktor kommt wieder zu ihm."

Diese Mitteilung wurde so gleichgültig aufgenommen, als sie gemacht worden war. Pavel ging heim, bestellte sein Haus, sperrte es ab und begab sich beinahe fröhlichen Mutes nach dem Orte seiner neuen Bestimmung. Das wenige, das er bei der Assentierungskommission vom militärischen Wesen gesehen, hatte ihm sehr gefallen.

Dem Schmiede wurde viel Lob zuteil wegen der wieder vollkommen hergestellten Maschine; er schien es jedoch nur ungern anzunehmen und brachte, wenn jemand damit anfing, das Gespräch sofort auf etwas andres. Dass die Hilfe Pavels nötig gewesen war, um die Ursache des Schadens, den die Lokomobile erlitten hatte, zu entdecken, wollte ihm nicht über die Lippen.

Während Pavels Abwesenheit kam die Frage, wer die Rechnung über die Reparatur des Zaunes bezahlen solle, im Gemeindeamt auf die Tagesordnung. Der Wirt liess mit Drängen nicht nach und setzte die Erledigung der Angelegenheit endlich durch. Stimmenmehrheit entschied: Der Bub zahlt — man ist ja schon früher einig darüber gewesen.

"Wenn er aber nicht kann?" wendete der Bürgermeister ein.

"Ach was, wie soll er nicht können? Er hat Geld, und wenn er keins hat, ist ja sein Haus da, das immerhin ein paar Gulden wert ist. Mag ihn der Wirt auspfänden lassen."

Dabei blieb es, trotz des Verdrusses, den dieser Beschluss dem Bürgermeister verursachte.

Als Pavel nach der Uebungszeit heimkehrte, fand der Wirt sich schleunigst bei ihm ein, erzählte ihm, was in seiner Angelegenheit ausgemacht worden war, und endete mit der Versicherung, dass an der Sache nichts mehr zu ändern sei und Pavel unweigerlich zahlen müsse.

Der riss die Augen immer weiter auf; es kochte in ihm, obwohl er äusserlich ganz ruhig schien. Dennoch wurde dem kleinen dicken Wirt unheimlich beim Anblick dieser Ruhe.

"Wer hat denn das bestimmt, dass ich zahlen muss?" fragte Pavel.

"Nun, die Gemeinde — der Bürgermeister, die Bauern."

"Der Bürgermeister, die Bauern," wiederholte der Bursche und trat einen Schritt auf ihn zu, der Wirt aber mehrere Schritte zurück.

"Zahl," sagte er; "wenn du gleich zahlst, lass ich die Kreuzer nach . . . lass ich einen Gulden und die Kreuzer nach."

"Setz dich und zieh den Gulden und die Kreuzer gleich von der Rechnung ab."

Der Wirt hätte gern widersprochen, wäre dieser Aufforderung sehr gern nicht nachgekommen, aber er tat es doch und erkundigte sich dann schüchtern: "Wirst du jetzt zahlen?"

"Eher nicht, als bis ich mit den Bauern gesprochen habe. Am Sonntag komm ich ins Wirtshaus und spreche mit den Bauern. Auf was wartest du noch?"

Die Frage war mit einem Nachdruck gestellt, der den Wirt veranlasste, sich nicht erst in wohlgesetzter Rede, sondern zugleich mit der Tat zu beantworten und dabei nicht mehr Zeit zu verlieren, als er brauchte, um die Tür zu erreichen, die er mit vorsichtiger Geschwindigkeit hinter sich schloss.

Abends erzählte er seinen Gästen: "Der Kerl hat euch beim Militär ein Wesen angenommen wie ein Korporal. Einer, der keine Courage hat, könnt sich vor ihm fürchten, und am Sonntag will er kommen, hierher ins Wirtshaus, und mit den Bauern reden."

Die Gäste — unter denen auch Anton und Barosch sich befanden — widersprachen der Behauptung, dass man Courage brauche, um sich vor Pavel nicht zu fürchten, und Barosch meinte, die Absicht, mit den Bauern zu reden, könnte der Bub haben, ausführen werde er sie schwerlich: "Weil," und dabei klopfte er voll ungewohnter Hochachtung für sich selbst an die eingefallene Brust: "Weil wir mit uns nicht reden lassen."

"Ueberhaupt," rief der Wirt, "nimmt er sich in der letzten Zeit viel zuviel heraus."

"Was denn eigentlich?" fragte Anton, der bis jetzt geschwiegen hatte, worauf der Wirt versetzte:

"Und man soll es ihm einmal wieder zeigen."

"Was soll man ihm zeigen?"

Auf diese zweite Frage erhielt Anton ebensowenig Antwort wie auf die erste, niemand wusste eine; trotzdem stimmten alle dem Wirte bei: Der Bub nimmt sich zuviel heraus und man muss "es" ihm einmal wieder zeigen.

Und eine kleine Karikatur der Fama setzte eine Kindertrompete an den Mund und huschte im Dorfe umher von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte und verbreitete die Kunde: am Sonntag kommt das Gemeindekind ins Wirtshaus und wird dort Rechenschaft verlangen von seinen Nährvätern, und die werden ihm das geben, was ihm gebührt. Sie haben sich's vorgenommen, sie werden es ihm einmal wieder zeigen. Worin das geheimnisvolle "es" bestand, verriet die kleine Fama nicht und gab dadurch dem erwarteten Ereignis einen ganz besonderen Reiz.

Am Sonntag war das Wirtshaus überfüllt; aber der Bürgermeister erschien nicht, und von den Räten nur der älteste, Peschek, ein braver Mann und auch energisch, wenn er nicht eben an Schlafsucht litt. Peter hatte sich eingefunden mit seiner zahlreichen "Freundschaft". Er sah übel aus, seine Kleider schlotterten um ihn, seine Stimme war heiser, und sein Atemholen glich dem Geräusch einer arbeitenden Säge.

In der dunklen Ecke neben dem Ofen hockte auf einem Schemel Virgil. Das rote Gesicht des Alten und seine funkelnden Augen glänzten aus dem Schatten hervor.

An die grosse Wirtsstube stiess das einfenstrige Zimmerchen, in dem der Honoratiorentisch stand. Vor einer Weile hatten der Doktor und der Förster an demselben Platz genommen und den einzigen Zugang, den es hatte, die Tür ins anstossende Gemach, offen stehen gelassen, da auch sie nicht ganz ohne Neugier den Dingen, die da kommen sollten, entgegensahen. Sie blinzelten einander zu, als der Wirt hereinglitt, mit anmutig auswärts gesetzten Füssen, wie er zu tun pflegte, wenn er das "Extrazimmer" betrat, und lispelte: "Da ist er."

Pavel trat ein, und zum allgemeinen Erstaunen kam Arnost in seiner Begleitung. Waren am Ende gute Kameraden aus den zweien geworden während ihrer kurzen Dienstzeit? — Etwas Militärisches hatten beide angenommen. In strammer Haltung, ohne den Hut zu lüften, trat Pavel auf den Tisch der Bauern zu. Er trug ein weisses Blatt, das er langsam entfaltete, in der Hand, näherte sich Peschek, hielt es ihm vor die Augen und sprach: "Der Wirt sagt, dass der Bürgermeister und die Bauern wollen, ich soll diese Rechnung bezahlen. Ist das wahr?"

Kein Laut der Erwiderung liess sich vernehmen. Peschek hatte gar nicht aufgeblickt, und Pavels Stimme klang vor Bewegung so unterdrückt, dass der Rat bei dem herrschenden Durcheinander auch wirklich tun konnte, als hätte er die Frage überhört. Er klopfte mit dem geleerten Bierglas traumselig auf den Tisch und mahnte den Wirt, einzuschenken. Pavel wartete, bis das geschehen war, dann wiederholte er Wort für Wort sein Sprüchlein. Zum zweiten Male verweigerte ihm Peschek seine Aufmerksamkeit, und nun legte Pavel die Hand auf dessen Schulter und sprach fest und drohend: "Antwortet mir!"

"Hund!" ertönte es vom anderen Ende des Tisches. Peter hatte geredet, und in seiner Umgebung erhob sich ein beifälliges Gemurmel. Pavel jedoch drückte stärker, als er wusste und wollte, die Schulter des alten Rates.

"Ob ich zahlen muss, frag ich Euch, frag ich die Bauern, frag ich den dort," rief er zu Peter hinüber.

"Ja! ja! ja!" wetterten ihm alle unter einer Flut von Flüchen entgegen. Peschek wand und krümmte sich: ihm war der Schlaf vergangen, so wach hatte er sich lange nicht gefühlt und kaum je so hellsehend.

"Lass mich los," drohte er zu Pavel hinauf und dachte bei sich: An dem Menschen wird ein Unrecht begangen. — "Ich kann dir nicht helfen," fuhr er fort, "auch wenn ich möchte. Du musst zahlen."

Langsam, mit einer feierlichen Gebärde, griff er in die Brusttasche, entnahm einem Umschlage, den er bedächtig öffnete, eine Zehnguldennote, reichte sie samt der Rechnung dem Wirt und sprach: "Saldier und gib heraus."

Eine Pause des Erstaunens entstand: das hatte niemand erwartet. Schadenfreude und Enttäuschung teilten sich in die Herrschaft über die Gemüter, nur der Wirt war eitel Entzücken. Bereitwilligst legte er, nachdem er die Banknote eingesteckt, einen Gulden vor Pavel hin.

Dieser nahm ihn in Empfang, kreuzte die Arme und warf einen kühnen, herausfordernden, einen echten Feldherrnblick über die ganze Gesellschaft. "So," sagte er: seine Stimme war nicht mehr umschleiert, sie klang laut und mächtig, und mit einem wahren Genuss liess er sie zu den Worten erschallen:

"Und jetzt sag ich dem Gemeinderat und den Bauern, dass sie alle zusammen eine Lumpenbagage sind."

Ein einziger Aufschrei beantwortete diesen unerhörten Schimpf, den der Geringste im Dorfe den Reichen, den Machthabern zugeschleudert. Die Nächststehenden stürzten sich auf ihn und hätten ihn niedergerissen ohne Arnost und Anton, die ihm zu Hilfe kamen. Als in dem furchtbaren Lärm die Worte "undankbare Canaille", die Peter ausgestossen, an Pavels Ohr schlugen, bäumte er sich auf, und mit der Bewegung eines Schwimmers, der mit beiden Armen die auf ihn eindringenden Wellen teilt, hielt er sich die Menge, die ihn bedrohte, vom Leibe.

(Fortsetzung folgt)



On Modern Youth

It is admitted that there is no more important subjects in the world than this. It is not always admitted, nor even grasped, that there is only one remedy for the castigations that can be made.

By E. F. Miller

Amongst the brethren of the human family of man there are some, solemn-faced, serious, and righteous as an ancient god, who persist in saying in private conversation and in their contributions to current literature that all young people of the present generation, including of course those of the household faith, are bad. With scrowling relish and a sigh they hark back to the good old days of their forebears when young ladies trailed dresses in the dust, wore large hats and heavy veils, and did not venture beyond the parlor without an army of escorts and chaperons; and when young men suffered stiff collars and derby hats, dashed about madly on bicycles, and said good morning to young ladies only with the permission of parents on both sides. With acute pain they witness a contrast between the custodians of the past and those of the present—paint and powder, dresses lifted out of the dust by dress-makers, and automobiles almost as soon as the age of reason is reached.

I do not agree with these creaking pessimists — that all our young people are of a lost generation and that nothing can save them except a return to the past. Thereby I know that I am throwing myself to the lions. But the fact remains that behind the counter of many a dime store and in the office of many a bank and business place there are other St. Agneses and St. Agathas; and at the wheel of many a delivery truck and in the class room of many a school and college there are other St. Sebastians and St. Lawrences. I believe that today there are young people who would die for their faith as readily and as gladly as their brothers and sisters did in the first years of the Church's history.

However, I am forced to admit, and sadly so, that such young heroes and heroines would be exceptions. Most of our present-day boys and girls are deeply confused in their minds as to what life is all about — its purpose, its significance, its ultimate destiny. They feel that in some way life has failed them and fooled them and left them high and dry on the shores of broken promises. They expected work and they found no work; they looked for money and they found only poverty; they sought for sympathy and they found unconcern and brutal harshness. And so, almost before they are full-grown men and women, they are cynics, suspicious of the spiritual and frankly skeptical of the promises of the supernatural.

Or they look about them as they emerge from the security of school days, and in their enthusiasm and in their dreams which are the heritage of youth they behold a world that is fair to see, a world that gives grandiose pledges of happiness and success to its votaries, a world that is subtle in its evil influence, and utterly faithless in fidelity to the promises that it makes. And before experience can teach them otherwise, they are taken in. In some mysterious way the world and all the world for becomes the purpose of their lives. This is made manifest in many ways.

Movie stars, athletic heroes, band leaders — all kinds of strange and fantastic people symbolizing the world become their ideals. Of course they would not admit this statement. They are so wise they do not need an ideal. They can guide their own lives without the assistance even of the lights of Hollywood. But they are only de-

ceiving themselves. By their actions they prove beyond a doubt the truth of what we have said. For example:

Many girls and even some of the best are firmly convinced that the only thing essential in life is to have a boy friend and eventually to get married. If a certain age is reached and marriage is still of the future, they become frantic and firmly believe that all eyes are turned on them and that they are eternally disgraced. That is why they will allow anything, whether it violates their conscience or not — only that their boy friend might be retained. And they salve their conscience with the argument that petting and passionate kissing cannot be so bad, for everybody does it who is anybody worth knowing. The movies portray it; magazine stories put it in the daily lives of their leading characters; and sociologists tolerate it and pass it off with a smile and a gesture as something necessary in the lives of young people. It seems that only the Church takes a stand against it. And what can the church know of love and the cravings that young people have in their hearts during the happy days of company-keeping?

Or they begin a courtship with a non-Catholic who has no understanding of the faith beyond the foolish legends that he has heard; who has no vision of the intangible, beautiful things of marriage and parenthood and love beyond that which circumscribes the material and the sexual; who holds in his heart that birth-control is a matter for the individual to decide, that divorce is the only solution for an unhappy union, and that marriage is merely a kind of experiment that all men must try out before they die. Girls will marry such men and reap unhappiness merely because they think in their hearts that marriage is their ultimate destiny, and if it comes to that, "any port in a storm" will do.

Meanwhile they think that to attend the movies and the legitimate shows that come to town, to frequent night clubs, to have a wardrobe filled with pretty clothes, to be popular, and not to be too strict about religion and purity — well, these are about the only things that really count. A modern girl cannot very well be a "stick in the mud." She has to keep up with the times. And modern times suggest that so she arrange her life.

Of course, the confusion in the minds of young men is just as dense and deep as that in the minds of young ladies. They are likewise completely twisted as to their ultimate destiny and their purpose of existence. To have a good job during working hours is just about the zenith of their ambition. To have a pretty girl friend who is not too stiff in her ideas of morality is the purpose of their leisure hours. And to be a big-shot, one who knows all the answers to all the problems of life and death and is recognized as such at least by his peers if not by his superiors is his only aspiration. Boys like that can be seen in every city; they are the problem of every parent. They love to prove their wisdom by clinging to the front steps or the back walls of church while Mass is being said; they detest any show of emotion at the sight of sorrow or the picture of true love or the mention of religion. They persist in proving their utter manliness by the use of profanity, the constant smoking of cigarettes, and the telling of the obscene story. Mother and father are old-fashioned and do not know what life is all about. Little brothers and sisters are necessary evils that like mosquitoes most be tolerated but only because they cannot be gotten out of the way.

Who are there who will deny that these are focused pictures of the majority of our young people today? Many of them are Catholics, born so and desirous of remaining so. But they do not know how the world and the Church fit together. Which one demands first allegiance? For the service of which were they created? They know that they cannot get along without the world. Neither can they get along without the Church. And so they flounder about, paying complete devotion to neither the Church nor the world, and making a failure of both. And when they come to die and look back over their lives, they note with sorrow that of those lives they made absolute and miserable failures.

We are convinced that the complete solution of the youth problem is not to be found in all kinds of organizations, societies and clubs that have for their purpose the mere absorption of the external activities of young people. If a girl thinks that dancing is the only end of life, she is not going to be aided in ordering her life more intelligently and more spiritually by the mere moving of dancing from a public hall to a church hall. While it is most wise to remove proximate occasions of sin, or to make proximate occasions remote by surrounding them with spiritual safeguards, still those who are concerned about the young must go farther. They must begin the reform of ideas, for only on ideas are ways of living modeled. And the one idea that must be put over is that of the leadership of Christ, His personality, His attractiveness, His Humanness.

To most young people Christ is a shadowy kind of unreal person, one who inhabits another world and has nothing in common with themselves and their problems. Or He is only the judge who is lurking about to capture them in their sins and bring them to an awful and everlasting justice. Thus they see in Him no ideal, and try to avoid His influence rather than submit themselves to it. But is that the right idea? And are there many who try to destroy the wrong idea in favor of the right?

Christ was a human being, young, vigorous, enthusiastic, commanding and dignified, with all the emotions of a human being, and with all the

qualities and virtues that bring out the best in a human being. He possessed sympathy and kindness and understanding. He possessed courage and force of character. He was thoughtful of others, generous to sinners, tender with the sorrowing, strong with the strong, gallant, unselfish, democratic and simple in all He did. He attracted to Himself in undying friendship during His life on earth rough fishermen like Peter and Andrew; pagans like Paul and the Centurian; unfortunate young women like Mary Magdalen; and worldly young men like the young man of great possessions who was so entranced by His words that He could not leave His side until He had talked to Him. The learned and the ignorant, the rich and the poor, the old and the young — all saw in Him something that they could not see or find in anybody else upon the earth. And so they became His friends and followers, and died in scores for His name.

As it was during His life, so it was after His death. His name was proscribed and His cult forbidden. And yet so powerful was his personality that young people continued to seek Him out. They went down into the dampness and the darkness of the catacombs because they knew that there on a tomb turned into an altar they would find Him. They were promised untold riches by the civil authorities if only they would give up their love for the crucified Galilean. But they refused. They preferred to live in constant fear of their lives and if necessary die on a scaffold rather than go through life without the Christ whom they loved so well.

If this was the case in the past, why can it not be the case in the present? Instead of movie stars, football heroes and band leaders, why can we not give Christ to our young people as their ideal? Why can we not paint Him in such glowing colors that the only dream of every boy and girl will be to become more like Him every day? It is because the leaders of young people have given too little thought to this essential aspect of the youth problem.

This should be our work, then, for the new year. And our reward will be, not one Christ, but a thousand, a million Christs walking the earth in the persons of our young men and women. The purpose of their lives will finally be found. (The Liguorian.)

With Malice towards None

In the midst of all the unchristian attacks on the Jews as a race that mar the records of our current history, it is pleasant to recall the story told of Pope Pius IX, which Bishop Noll resurrected from the files of the Catholic Telegraph of Cincinnati and re-published in the Acolyte some months ago.

Shortly after his coronation, Pius IX was riding toward the Ghetto in Rome, when his carriage was held up by the presence of a crowd of people in the street, surrounding a man who had fallen to the ground in a fit.

"What is it?" asked the Pope.

"Only a Jew." ansewered a Christian standing by.

"Is not a Jew a man and a brother?" said the Pope. "Make way for us!" And he stepped from his carriage.

The crowd opened for the Pope to approach. The man lay gasping on the ground where no-one would touch him. Pius IX took him in his arms, bore him to his carriage, and ordered his coachman to drive to the Jew's home. When the man had recovered, the Pope left him with a present of money and his blessing.

Not long after this, a deputation of Jews, old and bearded men, called at the Vatican. They bequested to be admitted into the presence of Pope Pius IX, and bowing before him, they offered him an exquisite antique golden chalice, priceless in worth, begging him to accept it as a token of their gratitude to him for his kindness to one of their race.

The Pope was greatly touched by their deed and said to them:

"I accept your magnificent gift, my children, with pleasure and gratitude. Will you tell me how much it is worth?"

"It weighs 550 Roman scudi," answered the chief of the deputation.

The Pope stepped to the table and wrote on a piece of paper: "Good for 1,000 scudi. Pius IX." He handed the slip to the leader, saying: "Accept in your turn a small pledge of my love for my poor Hebrew children. Divide it among the poor families of the Ghetto, in the name of Pio Nono." The men tried to decline the gift, offering to raise four times as much themselves for the poor, but the Pope would not accept a refusal. The money had to be spent in his name for the poor.

"Men are always powerfully affected by the immediate past; — one might say that they are blinded by it."

Stranger's Meeting

By Grace Keon

The slender woman's rapid step faltered, and a quick breath died in her throat. It was the first time she had seen him in five years, and at the glimpse of the erect form something seemed to strike like a blow on her heart. She recovered instantly and walked on, colliding at the curb with a girl approaching from the intersection.

"I beg your pardon," murmured the girl mechanically, not conscious of the impact. Intently she was watching a man now a hundred feet ahead—the same man, thought the woman. The young face was white, the lips were parted, and though the lights had changed and cross-traffic started, the girl stepped down. The woman touched her arm.

"No day-dreaming against the green, my child," she said whimsically.

"Oh! Thank you!" The girl drew back, waiting, glancing up at the lined, tired, gentle face, meeting eyes that had lost their brilliance, but gained in understanding. "Thank you!" she repeated. "That was stupid of me." Her gaze, however, followed the proud figure still within its range.

"You know that gentleman, my dear?" asked the older woman. "He is the Honourable Roger Reed."

"The Honourable Roger Reed!" Slowly, slowly the girl repeated the words. "I am very well acquainted with him, but he is not aware of my existence."

The stilted phrase, uttered without expression, quickened interest in the other. "Clever and highly respected, too," she said.

The girl shrugged her shoulders. They waited in silence until the light changed then both crossed together.

"Clever and highly respected," echoed the girl. "Funny, isn't it? So many think so. I see him often. He has offices in the building where I am clerk. I follow him often, too, like this. I watch him walking along as he is doing now. People salute him — see, there is one!— flattered that the Honourable Roger Reed acknowledges their greeting!"

The bitterness of the young face made it bleak; and the bitterness of the young voice was not good to hear.

"He has hurt you??" asked the older woman softly.

"My brother died in prison because of him," the girl retorted. "Because of his wickedness and his lies."

Gently the other placed her hand on the girl's arm.

"So you — walk after him, as you say — like this? Why? There was no answer. "I am Marcella Reed," she went on. "I am Roger's divorced wife. I never see him, thank God. This is the first time I've had a glimpse of him in almost five years."

"I did not know he was married."

"It doesn't matter. He divorced me in another state — but in the eyes of our Church he is still my husband, and I am still his wife. We are Catholics."

"Catholic? Roger Reed?"

"He was a Catholic when we married. His mother is. He — lost the Faith."

They went on, side by side. Roger Reed went on too, in his proud way, unconscious of their nearness.

"Why do you follow him?" the woman asked. "If you have suffered through him — really suffered — are you not inflicting unnecessary pain upon yourself?"

"Maybe," said the girl. "Neal was only twenty. He was accused of stealing. Mr. Reed packed the little case and sent him to the bank. There were bonds . . . " She stopped, closing her lips tightly. The woman's hand against her arm gave reassuring pressure.

"There were other bonds, it seemed. They also had been stolen—and the whole thing was placed at Neal's door. Mr. Reed was very kind—pleading with my brother to tell the truth, promising forgiveness, leniency. Poor Neal! When he could give no information of any kind — then that — that man demanded the full penalty of the law — to deter others from a life of crime, he declared. Neal was sentenced. But he died in nine months. Heart-disease, they said. Heart-break, I know."

She spoke in a rapid monotone, as if conning a well known lesson, her eyes fixed strainedly on that moving figure.

"Mr. Reed even tried it again, later, I believe, but the young man happened to be a relative of some one in authority and the 'missing' bonds were discovered —opportunely. Soon Mr. Reed resigned from that particular position . . ." She caught her

---

PEOPLE SAY:

If there is a God, why does He permit war?

God permits war for the very same reason that He permits you to cut your fingers if you want, only clutch at a razor, your fingers bleed because you rebelled against the laws of reason, for reason tells you that the razor cuts.

Multiply that rebellion against Divine Reason and you have War.

breath. "I know I can never do anything for Neal—now. He's dead —and that other is too powerful. But I gather up every bit of information I can about him. He's just a sham. He's esteemed by those who don't really know him. Some day . . . "

"What is your name, my child?"

"Margaret Henry. My brother's name was Neal Henry. It—it happened three years ago."

"This will do you no good."

"Of course not, but I do it."

"You would not be so foolish as to attempt to harm him?"

"How could I harm him? I'm not—well, I'm not a believer like you. I don't go to any Church. But I know there's a God. Some day that God is going to put his hand on Roger Reed's shoulder. To pay him back for what he's done to Neal — and killed my father. I'm the only one left. Dad died a week after Neal was buried. His son a thief!" Her voice quivered.

Marcella Reed shook her head. "Foolish one! God waits on no man's time. Truly, the last day of life will dawn for Roger Reed. Six years ago, when I realized that the husband I loved had grown tired of me, had grown even to hate me as one hates his fetters, I thought the end of the world had come. But I survived, as you see. Never asking anything for him only that God may save his soul . . . "

"Save his soul!" The girl breathed the words. "Save — his soul?"

"Yes. It has been my prayer for the thousands of days we have been apart. As I told you, I have not seen him. Today, by accident, at a street-crossing, he walks ahead of me—as splendid, as handsome, as he has ever been, though I know his conscience is like a piece of dry parchment. Today, at a street-crossing, I meet you. Strangers are we, whose lives have touched in sorrow — through him. He has wronged us both. Forgive him. Leave him to the Judge who holds the balance of justice in His mighty hands." Her voice was low, tremulous with unshed tears.

"You — you love him?" asked the girl wonderingly.

"Love? No. But I pity him from the bottom of my heart."

The girl laughed. "Pity! That's a word! When I pity him." She drew a deep breath. "He had blond hair, my brother, and his eyes were so clear and honest! He was good. He was so young. Life stretched ahead, to be lived in decency. And that honorable thing, so respected, so proud, so . . . . " She choked. "Please, will you let me go on alone? Please? For I tell you that I know I will be permitted to see his punishment. God will say: 'Now . . . "

And then, before their eyes, it happened.

The driver lost control of the big truck as it turned the corner. Swaying, twisting, it mounted the sidewalk, and caught the man squarely. He careened backward, but the powerful vehicle pinned him back against the brick wall of the nearest building. The girl screamed and buried her face in the woman's breast. Motionless with fright as Marcella was, one arm went about the slender form, supporting her. There were shouts and loud cries. Men seemed to spring up magically about them. The driver, helped down from his seat, was shaking and sick.

"Come," said the woman. Her face too, was ghastly, but she covered the distance between them, and forced her way to that limp, broken figure. A policeman approached, ordering the spectators aside. When he reachedMarcella Reed, she lifted her strained gaze to his.

"Barney!" she said. "Don't you know me?"

The officer hesitated. "Why, good Lord, it is! It is you, Mrs. Reed!"

"Yes."

"I haven't seen you . . . "

"No, Barney. And — this is Roger . . ."

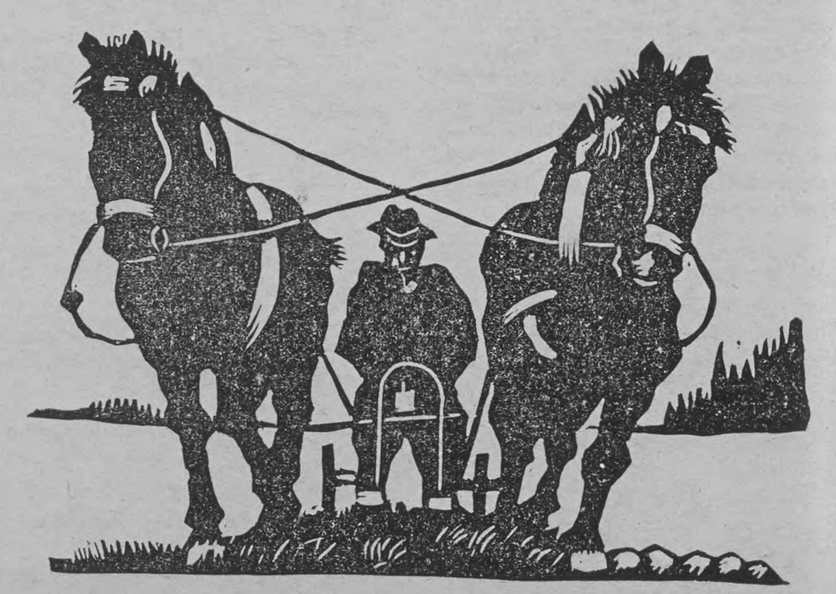
"This is . . . You mean it's Mr. Reed?"

"Yes, yes. And we know what comes first. Get him home. It's only a block over. Get him home for me."

"Why, of course! But the call's in — the ambulance is on its way. A few minutes. This—this is unbelievable. It's years since I . . . "

"That's true. But we remembered each other, didn't we?" A sob broke in her throat. She turned to the shaken girl. Lifted her chin firmly. Gazed into tear-drenched eyes.

"Margaret, we need a priest. Two blocks straight on, and a block west, you'll find St. Patrick's Rectory. Tell them there



has been an accident to Mr. Reed. They know where he lives. Some one is to come right away. Will you do this, Margaret?"

"I—I . . . Of course, of course," said the girl. She was shivering with fright and horror. "Yes Mrs. Reed."

So, after a little while, they carried him into the lovely home he had enjoyed so much, had furnished so luxuriously, lived in so sumptuously, and placed him in his bed. The family physician, hastily summoned, confirmed the decision of the ambulance surgeon. Roger Reed had only a few hours left. And then down the broad polished stairs, pushing aside the scared servants, crept a bent little woman, who ran to the pitying shelter of Marcella's arms.

"My boy, my boy!" wept the mother. "My dear boy, who was always so good to me! Oh, Mercy, ask God to spare him! Please, please, Marcy! If you forgive him, God will too!"

"Hush, dear, hush!" said Marcella, to the grief-torn creature. "Hush!" Marcy, she had called her. The old, familiar pet name, never uttered outside these walls! Her husband's name for her! His mother's name for her! Here, a score of years ago, she had come, a bride. Here her only child had been born, living just long enough to be baptized. And — oh, so many years since, it seemed! — she had left this home in such bitter sorrow! With an inarticulate murmur she bent her head, and tears dropped on that silver hair.

"Courage, Mother," she whispered. "Courage . . . " The door was opened then; the priest stood in the room, the girl Margaret behind him, pausing timidly upon the threshold. With a gesture Marcella pointed toward the stairs. He nodded and mounted them.

"It is the Father from Saint Patrick's," she told the mother. "Come in," she added to the girl. "Come in and sit down."

"My boy, my boy, my boy! Oh, Marcy, pray for my boy!"

"Yes, dear," said Marcella Reed, "We'll both pray. It's all we can do now." She led her to the couch, holding her tightly, praying repeating from memory the prayers of the Church: "O God! by Thy cross and dereliction, have mercy on this soul in its last agony! Forgive him his sins! Bring him to life everlasting."

"Mary, Mother of God, save my boy! Mary, Mother of God . . . ."

Bewildered, silent, the girl gazed at that strong and kind face, listened to the words of petition for the man who had surely wronged her — wronged them both so cruelly. Why, thought the girl, amazed, she means this —she really means this . . .

Minutes passed — twenty — a half hour. Then a door opened and closed, softly; followed by steps upon the stairs. The priest stood before them, compassion on his face.

"I have done all I could," he said. "Heard his confession . . ."

"Thank God," said Marcella Reed.

"I anointed him. I had to hurry. There was no time . . . "

He stopped and looked into her eyes.

"I am Roger Reed's divorced wife," she said. "According to the law. But I am still his wife, Father."

"Marcella! You are Marcella?"

"Yes."

"His last word was your name. 'Ask Marcella to forgive me.' If you have prayed for him your prayers have been answered."

"I have prayed for him — and my prayers have been answered," she told him.

The silver-haired woman looked up at her piteously.

"Marcy, he was my boy — my lovely, proud boy. He was always good to me."

"Yes, Mother."

"You will stay with me? You will, Marcy? Don't leave me alone . . . "

"If you want me."

The girl had risen. Marcella held out her hand.

"Come to see me soon?" she asked. "Strangers' meeting! How odd, my child! That now this meeting must ever be a bond between us."

"You do not blame me? You do not think that . . . "

"Poor little one! It was indeed the moment that He had decreed to put His hand on Roger Reed's shoulder. God said 'Now!' even as you predicted it — but not because you predicted it. I can only thank Him that we were in time to help, in the way that really matters."

The girl stared at her, her lips quivering.

"So this — this is what it means to be a Catholic?"

Marcella Reed was silent a moment, reviewing swiftly the hours of pain she had endured before resignation came. Remembering quickly the prayers she had sent up to the Eternal Throne for this man — this man . . . Then, with a sob, she whispered under her breath:

"I thank Thee, my God! Oh, yes — this is what it means to be a Catholic!"

THE RESURRECTION

There is more necessity than ever at the present day of remembering that vital truth of our faith—the Resurrection. Unfortunately, many seem to forget it. for there is evidence of a growing tendency of people and nations to turn away from God and depend upon themselves.

If belief in the Resurrection were lost, civilization and all ordered society would instantly collapse, men would no longer obey any law, and the world would become a vast human jungle.

MARY MAGDALEN

Many sins are forgiven her, because she hath loved much."
With these brief words breathtaking, final, calm,
Christ raised the Magdalen from out the dust:
Because she loved, she used her precious balm,
Not that the crowd might see, not that she must—
Because she loved, His words were more than meat,
She was content to listen while He spoke . . .
She found her heaven of heavens at His Feet,
And as her heart, her box of ointment, broke.
Because she loved, she followed to the end,
Despising all she did for love's sweet name
To honour her dear Master and her Friend;
Her perfect love knew neither fear nor shame!
Thou best of lovers, faithful Mary, pray,
Thy love be made a scourge for us today.

—Esther O'Gara.

Domestic Diplomacy

Mr. Henpeck, standing in the witness-box in a sorely battered state, was being cross-examined by a bullying counsel.

"Do you mean to tell me that you have always treated your wife with respect?" asked counsel.

"Always," replied Henpeck firmly.

"And you've never once spoken a hasty word to her?"

Mr. Henpeck hesitated for a moment, and the barrister was quick to seize the opportunity.

"Be careful how you answer," he roared. "I want the truth!"

"Well," faltered Henpeck at last, "I remember I did once say to her: 'Put down that poker.' "

Cultures spring from religions; ultimately the vital force which maintains any culture is its philosophy, its attitude towards the universe: the decay of a religion involves the decay of the culture corresponding to it — we see that most clearly in the breakdown of Christendom today. The bad work begun at the Reformation is bearing its final fruit in the dissolution of our ancestral doctrines — the very structure of our Society is dissolving.

In place of the old Christian enthusiasms of Europe then came, for a time, the enthusiasm of nationality, the religion of patriotism. But self-worship is not enough, and the forces which are making for the destruction of our culture, notably the Jewish Communist propaganda from Moscow, have a likelier future before them than our old-fashioned patriotisms."

Under Fire

AN OBLATE VIGNETTE

Joseph B. Billman, O.M.I.

The average man is just of ordinary capability in his daily routine life. But put him in a tight spot — the Battle of the Argonne or the blasting of Pearl Harbor, for example — then the talents that were squelched by a fixed mode of life leap out of him to make him what he really is—a hero. That's the way it was with an Irish Oblate and an Irish soldier in the World War I.

The priest was a chaplain in a hospital behind the lines; the soldier was just a number—1046, A Battalion — fighting at the Front. Both were destined to meet on the field of battle — one to live, the other to die. God planned it that way.

A medical corps man spoke to the chaplain, "Father, the men are dying like rats out there; can't get near them — the fire is too heavy!"

"Forget it," snapped the chaplain, "I'm going out; those poor fellows can't die without a priest."

Bullets whizzed around him on all sides as he crawled in and out of mucky ditches, shell-holes and trenches giving the Sacraments to his countrymen who were in their last agony. Fear! He had none, for he was confident that God would protect him from harm until he completed his work. God did!

The promise of God to those who honor His Sacred Heart was about to be fulfilled: "I will be their secure refuge in death."— The chaplain fell and pierced his hand on what he thought was barbed wire. It wasn't; it was a small Sacred Heart badge. Attached to it was a piece of paper with the words:

"Sacred Heart of Jesus, I trust in Thee. At the hour of death, have mercy on me. Holy Mary, pray for me.— John O'Rourke, No. 1046, A Battalion."

From out of a shell hole arose a weak voice of a dying soldier pleading, "Father, Father." In a few minutes the priest was at his side and gave him the last Sacraments.

"O'Rourke is my name, Father." "Then this must be yours," replied the priest. The soldier took the badge, pressed it to his heart and said, "Sacred Heart of Jesus, I knew you would save me." He then kissed it, lowered his head and died.

Two average men in a tight spot. One, a priest, lived to be a hero to his country; the other, a soldier, died a hero to his God.

What to do when frightened or panic-stricken:

If your knees knock, kneel on them. Try it sometime!

An Easter Duty -- Confession

By the late Fr. Luke Walker, O.P.

It is a striking and significant fact that Christ instituted the Sacrament of Penance on Easter Sunday, the very day on which He rose from the dead. For by this Sacrament He did indeed raise those that were buried under the weight of their sins in the dead letter of the law of His own everlasting life.

Not only to the Jews but to all the nations was to come that resurrection to supernatural life which began at Jerusalem on the first Easter Sunday when, after being crucified and put to death. He rose again to a life which conquered death for ever. Our Lord, appearing in the midst of His startled disciples in the upper room, said to them: "Peace be unto you." Then He breathed on them and gave them this Sacrament which is, as it were, the gathering up of the fruits of His resurrection.

By His passion and death He had redeemed us once and for all from sin; but without the sacrament of continued pardon it would have been practically impossible—even with the help of grace—for the whole human race to have persevered without ever falling back into the mortality of sin.

Christ then instituted the Sacrament in the form in which we know it, its essential parts being confession, contrition and satisfaction. Confession and satisfaction, being external matters, are conditions simple to satisfy; but contrition is also essential and without it confession would be a mere narration and not the submitting to the "power of the keys" of sins by one, self-accused and pleading for forgiveness.

Contrition does not consist merely in being sorry for our sins, but it means literally a turning towards GOD, our only goal and true last end. Therefore it implies a complete turning away from sin, with a hatred and detestation of it above all evils, because it is an ugly and hideous thing, an outrage against GOD and death to the soul.

An act of contrition takes its rise from the will. It means returning to that duty of rendering honour and glory to GOD—a duty which had been abandoned by our wilful choice of what is hateful to GOD; and it means the firm resolve in the future to continue rendering Him due reverence and honour. Since the seat of this act is in the will, feelings have no part in it; and to feel like a stone is no proof that one has not made a good act of contrition.

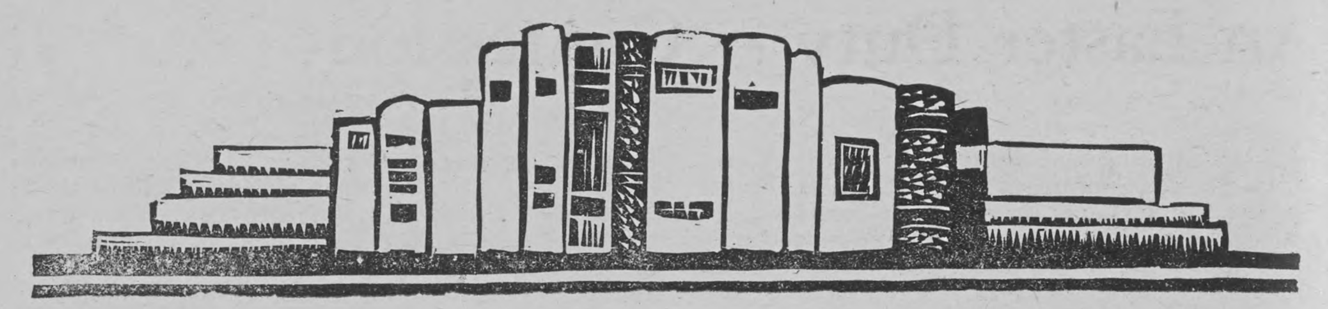
The firm purpose of amendment, or of continuing to render GOD the honour and worship due to Him, is an essential part of the act of contrition. This purpose to abstain in future from sin must be a firm resolve, but it is in no sense a guarantee that we shall not fall into sin again. Because a man is now running, that is no proof that he was not previously standing still or that he will not stand still again. By the very form of the institution of the Sacrament of penance we may clearly see that it was meant to be repeated again and again. We must always remember that Our Lord began its institution by saying: "Peace be to you," and therefore we must never torment ourselves about it, but find in it peace.

The proper matter of the Sacrament of penance is actual, mortal or venial sin, and for all sins we confess we must have contrition, which includes a resolve to avoid future sin. We cannot guarantee ourselves against all relapses. Well, let us see what we can accomplish with our firm resolve. As to mortal sin, it is certain that we can, with the help of grace, avoid each single mortal sin, and mortal sin altogether. Without a resolve to do this, the act of contrition is incomplete and the Sacrament is of no effect, or as we say, invalid.

Venial sins may also be made the matter of the Sacrament and, though there is no obligation to confess venial sins, those confessed must be repented of, an act of contrition made for them and therefore a resolve made against future falls. Now a difficulty arises. Holy Church teaches us that it is impossible for anyone entirely to avoid all venial sin during his whole lifteime. Therefore it is fruitless to make a resolution to avoid all future venial sins. On each separate occasion when venial sin presents itself, it is absolutely or physically possible to avoid that particular sin, although it is a moral impossibility that we shall always so avoid it on every occasion when it presents itself. Our resolve should therefore take the form of avoiding venial sin upon each single occasion when it presents itself. In other words we should make a firm resolution each time we confess our venial sins that we will lessen their number and decrease their deliberation.

Cardinal Newman said that every man has within himself the power, through the grace of GOD, of entirely changing himself and becoming another man conformable to the image of Christ. This power lies dormant in the will and if we do not use it, it is because we do not choose to do so. Either we dread to find ourselves different from that which we now are, or we shrink from the pain and cost of the effort.

Now is the time to attempt that change and become enlarged in charity to the stature of Christ. Resolve to diminish venial sins, because they are imperfections, faults in us in the eyes of GOD, hindrances in our way, keeping us little and weak, keeping us back from Him. Leave self and go to Him. By contrition I will arise from sin and go to my Father.



It May Interest You......

The Colonel's Pen Was Mighty, Too!

During the anti-clerical days of France, when Marshal Petain was a colonel, he received the following letter from headquarters:

"My Dear Colonel: I hear that some officers of your regiment assist at Mass in their military uniforms. As this is against army regulations, it can be tolerated no longer, and I, therefore, ask you to send me the names of those officers." The marshal wrote back:

"My Dear General: It is true some officers of my regiment assist at Mass in their uniforms, and their colonel is one of them. However, as he always sits in the front, he does not know the names of those behind him."

* * *

The mother of Martin Luther remained true to the Old Faith. Shortly before her death she asked him, "Martin, how is it that you have never sought to convert me to your new creed?" "Mother," replied Luther, "Protestantism may be a better religion to live in, but the Old Faith is a better religion to die in."

* * *

In The Shadow of The Cross

Mother let me stand with Thee
Let me share thy grief and loss
I have found sweet consolation
In the shadow of the Cross.

Many churches are surmounted by weather-cocks because the weather-cock is a survival of the ancient ball-and-cross symbol on church spires representing the world saved by the Cross. The cock symbolizes the swift change in St. Peter's heart from denial to repentance; it also signifies the need of Christian vigilance at all times.

* * *

"China is to be the Ireland of the future." That is the prophesy of the late Bishop Walsh of Maryknoll. His reason for so thinking is based on the rapid increase of the Church in that country which now numbers 3 million subjects; thirty years ago there were not even a million. In the year 1935 there were 106,000 converts.

* * *

It Can't Be Done

You can't make a Christian out of an unbeliever by taking half a dozen dogmatic truths and shoving them down his throat.

You must first apply the great Christlike principles of Charity to your fellow men. Get jobs for the unemployed. Procure proper medical attention for the sick. Help unfortunate men and women to solve the problems of their everyday lives.

Then, and then only, are you preaching Christianity as you should preach it—by example, rather than by oratory.

There is more true Christianity in a bottle of milk given to a rachitic baby than there is in a whole library of scholarly volumes of dogmatic teachings.

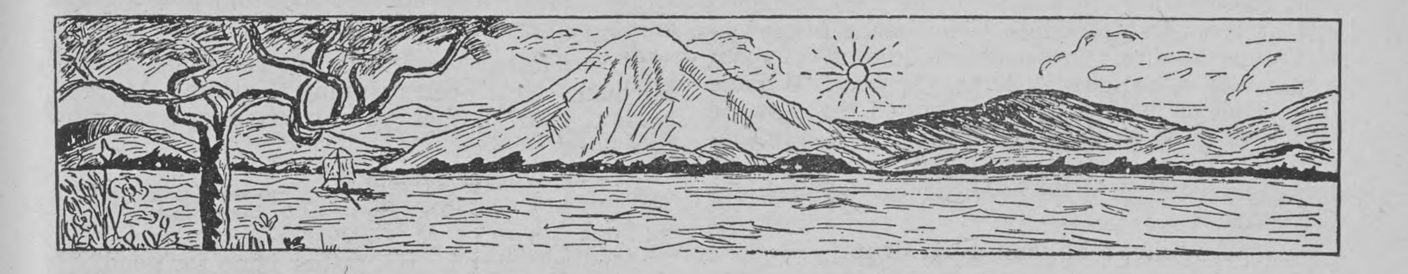
* * *

ODDENDA

Cakes of salt were once used as currency in Tibet, where the phrase "salting away money" originated... Camel humps contain food supply and not water. Water is stored in their stomachs... Twenty million meteors rain on the earth daily... The sale of the Bible is on the increase in the Reich... Longfellow was the first American poet to be commemorated at Westminster Abbey... The Olympics of 1944 will be held in London, war permitting... You can get sunburned while skiing. The burn comes from the snow upward... The Statue of Liberty was saved from a warehouse by the pennies from the children of New York, who provided for a base ... Alaska (Al-ay-es-ka in Eskimo) means "great country." ... Lord Halifax, English ambassador to the United States, is six feet five inches tall... Rickrack is trimming made of braid on women's apparel... There are more nickels in circulation than any other coin. Embargo spelled backwards makes a three word sentence.

* * *

The stamps from the letters sent to film stars by their "fans" all over the world are forwarded to a central depot for sale to collectors. The proceeds go to hospitals, 1,000,000 stamps providing a bed.



SINGING BOY

By Mary Fabian Windeatt

The Story So Far:

Both famous as literary figures in New York, Diana Peters and her husband, Prescott, have been unhappily married for twelve years. Their ten year old son, Michael, has grown up in an atmosphere of bickering and general unpleasantness, and only through Roger Bannock, the organist at the Catholic Cathedral, has he been able to overcome an inferiority fostered by his father. Roger has taught the boy how to sing, and Michael has grown to love this kindly soul, and the religion he professes. The boy's whole world centres on his activities as a chorister, and, although he has never said as much, he knows he wants to belong to the Catholic Faith.

CHAPTER VI

Time passed, and shortly after Michael's tenth birthday Diana and Prescott came to the parting of the ways. Their separation was undoubtedly precipitated by the fact that Prescott's services were no longer required on the paper where he had worked for twenty years.

"I told you!" Diana had cried hysterically. "You can't expect people to swallow your radicalism forever! Americans may like a little of it from time to time, but they're pretty well satisfied with the way things are. Oh, Prescott! Why couldn't you have listened to me before?"

"He had almost struck her. "I was all right until I married! What do you think your simpering little mind has done for me? What do you think it's been like all these years, having to live off you and your silly stories? I'm through with it, I tell you! And there are other countries willing to listen to me. Wait and see!"

Often Michael would watch his mother during the quiet days after his father had gone away. He had heard them quarreling that night — the angry voices filling the apartment as they had never done before. When a door had slammed and peace suddenly been established, he had lain trembling in his bed, unable to stop shaking. Something dreadful had happened, he knew . In the agony of suspense he had tried to summon up courage to go out to the living room, but it was too much for him. When one of the twins awoke in the adjoining nursery, he buried his head in the pillow and tried to sleep. But no one came, for it was Elizabeth's night out.

"Mother!" he whispered. "The babies are awake!" But Diana did not come, either, and finally Michael could bear it no longer. Heart pounding, he jumped from his bed. The floor was cold to his feet and the curtains at his window billowed out in an eerie fashion as he raced into the nursery. The twins were almost three years old now, plump and healthy little dark-haired creatures, the image of their father. They were both crying, in loud and lusty voices. In the dim light of the nursery Michael could see that each had twisted free of the blankets. The two small cots were close to the window and Rita and Ruth were cold.

"Sssh!" he whispered, and sped over to where they sat, each small pair of hands clasped about the bars of the cot. "Don't you know you mustn't make a noise?"

At the sound of his voice, each little figure lifted up its arms. The cries died down to whimpers.

"Mamma!" said Ruth. "Where's Mamma?"

"Thirsty!" whispered little Rita. "Michael... thirsty!"

Michael got a glass of water from the bathroom, and started to tuck his little sisters back into their cots. But when he made a move to leave them, they started to cry again. In the awful stillness, he could not stand it. There was something so strange and lonely about this night.

"Come on, then," he said. "We'll all sleep together in my bed."

Time passed. Michael lay very still in his bed, feeling the warm drowsiness of the twins on either

side. Soon they were asleep, the cold vanished out of their small bodies, their heads burrowed tight against him. Out in the middle of the room a splash of moonlight lay across the floor. It made him think of the light that streamed through the windows of Saint Stephen's every Sunday morning, and he was comforted. Softly he began to hum the little carol he had learned the previous Christmas:

Willie, take your little drum,
With your whistle, Robin, come!
When we hear the fife and drum,
Tu-re-lu-re-lu, pata-pata-pan,
When we hear the fife and drum
Christmas should be frolicsome!

Michael loved the gay little tune. It made him think of Roger, his wonderful friend who had done so much for him during the past three years. Without Roger where would he be now? And what would he have known of music?

Thus the men of olden days
Loved the King of Kings to praise;
When they hear the fife and drum,
Tu-re-lu-re-lu, pata-pata-pan,
When they hear the fife and drum,
Sure our children won't be dumb!

He awoke the next morning to find Elizabeth, standing beside his bed. It was very early and the twins were still asleep. The room was very stuffy and he felt himself unbearably cramped. He looked at Elizabeth, felt the warm small bodies on either side of him, and all the terror of the previous night flooded back into his mind.

"Elizabeth! What happened? Where's Mother?"

"Hush, Master Michael. Get up at once and get dressed."

Elizabeth's face was stern and strangely convulsed. Even in his fright, Michael knew that she should have asked why the twins were sleeping in his bed.

"They got cold in the night, Elizabeth. I heard them crying and I thought it would be all right. ."

But Elizabeth did not seem interested.

Come along now, like a good boy. Your breakfast's ready in the kitchen. I'll look after the babies."

Michael crawled out of bed. Something terrible had happened, he knew.

It was warm in the kitchen, with a shining kettle wending up a steady steam from the stove. A tray stood on the table, with his orange juice and cereal. Matthew, Elizabeth's dour-faced husband, was feeding the two canaries.

"Matthew, where's Mother?"

"She's not here, Master Michael. Eat up your breakfast now, and don't be asking questions. I've got to bring the car around in five minutes."

"And father, Matthew? Where is he?"

"I can't say."

It was Elizabeth who finally told Michael the truth. Gently she repeated the story pouring him another glass of orange juice.

"Your father wasn't himself last night, Master Michael. He'd been drinking, I guess. Anyway, he and your mother had an argument and now he's gone."

"Gone where, Elizabeth?"

"I'm not certain. But I don't think he'll ever be back again."

Michael stared. His father gone for good? It couldn't be! He had often gone away on trips before, and he had always come home in the end. Often Michael had tried to imagine what life would be like without the tall, lean man who was his father. But he had never succeeded. Even when he thought of himself as grown and independent, the rigid figure of his father was ever at hand. He had become accustomed to the fact that he must always stand in awe of that dark, silent face. Only sometimes was there a brief escape when with racing pulse and eager eyes he let his voice rise in rolling anthem through the frescoed arches of Saint Stephen's. Then it seemed as if he could never be afraid of anyone, or anything, again. Life was triumphant, splendid, glorious, kind. At such times his heart filled with a wonderful love for the little sandy-haired master of the choristers who had taught him strength.

As Michael sat in the warm sunny kitchen, eating his breakfast and astonishing Elizabeth by an attitude of remarkable unconcern, his eyes fell upon a pile of broken green pottery in the corner by the door. For a moment he was puzzled. Then like a flash the sounds of the night before were with him — the angry voices, a sudden crash, his mother's shrill scream . . . .

"Elizabeth! Who broke the green flower pot? The one Hugh gave Mother last Easter?"

"It fell off the stand, I guess."

"But, where's the fern? Mother will be awfully upset if something happened to it, Elizabeth."

The latter wiped an imaginary speck from her eye with the corner of an apron. "It's all right, Master Michael. Your Mother knows what happened. Now, finish your breakfast, there's a good lad."

Michael got to his feet. "I want to see Mother before I go to school. Just this once, Elizabeth. Matthew said she wasn't here, but she is. I know she is. And something's the matter with her."

He started for the door, but Elizabeth barred his way.

"I just want to look in her room a minute."

"Master Michael, listen to me. Your Mother's in the hospital."

"Hospital?"

"Yes. But she's really all right. A little bump on the head, that's all. We'll go down and see her this afternoon, after school. Matthew will call for you at four and you can bring her some

flowers. You'll see then she's all right."

Michael felt his knees turning to water, but he said nothing. Yet he knew the truth. His parents had quarreled as they had never done before. And his father had hurt his mother, as he had often hurt him. Thinking of this, the blood rushed into his face. His hands clenched and he knew a wild surge of hate.

"If I were big, I'd kill him," he said quietly. "Some day I will ,Elizabeth." And then disregarding the latter's white-faced amazement, he went out the door.

But he did not immediately go to school. While Elizabeth was busy with the twins, he stole into his mother's room. The shades were drawn against the June sunlight, and the whole place was cool and dim. Furtively he walked across the thick-piled white carpet and sat down at his mother's dressing table. When he had been very small it had been a delight to sit here and watch his reflection in the triple mirrors. Often he had pretended the three little boys looking out at him were his brothers, but no one had ever known about this little game. He was too old for such a pastime now, but the beauty of the room still made him happy. He picked up some crystal bottles and sniffed their varied fragrances. White lilac, apple blossom, lavender, and a strange pungent mixture he did not know. Each made him think of his mother.

Slowly he walked across to the the door that led into his father's bedroom and study. It was locked. No amount of turning the knob could effect a change. He stood with his whole body pressed against the smooth surface, feeling the crystal knob grow warm beneath his grasp, sniffing the pungence of the cool painted wood. Elizabeth had said his father was gone. Could it be that the coming days would always be empty of cutting words, disapproving looks, cold laughter? And would his father never again be on hand to scold him, to unish him, to make him cringe with fear. "I hate him," thought Michael, remembering savagely how many times he had cried before Prescott, how many times the latter had seemingly rejoiced to find him afraid of pain.

"You little coward!" his father had said once. "You should have been a girl!"

Michael looked about the quiet room, and his eyes fell upon a small pin cushion on his mother's table. Not quite knowing what he did, he walked over to it and took out a slender needle. He touched its sharp tip with a tentative finger, and then, holding his breath, his eyes bright with excitement, he pushed it slowly into the skin of his forearm.

"I'm not afraid of being hurt!" he muttered. "Not a little bit!"

A drop of blood bubbled out and hung suspended in the fair hairs on his arm. He caught it in his handkerchief and pushed the needle deeper. His breath was coming in short, quick gasps. He was suddenly alone with his true self, absorbed in astrange ritual of vindication. He would push the needle right through his skin, no matter how much it hurt!

Presently the deed was done. He had stood pain without crying or making a sound. For some time he gazed exultantly at his handiwork, then carefully wiped off the needle and put it back to where he had found it. His fingers were sticky with blood; but he sucked them until they were clean. Then he looked at his arm. It showed no signs of the unusual, save two small holes where the needle had gone in and out of the skin. From each a small red drop still oozed, bright and red and comforting. With the air of a conqueror, he smudged the liquid on the smooth painted wood of his father's door. Only a careful eye would have noted the foreign stain, but Michael could not take his eyes from it.

Suddenly his ear detected approaching steps in the hallawy. Quickly he hurried away from his father's door. When Elizabeth looked in Diana's room a moment later, everything was quiet and orderly. Michael had disappeared through another exit and was racing down the corridor to the elevator. He was very late for school, but what did it matter now?

That afternoon Michael and Elizabeth went to the hospital to see Diana. To the boy's surprise, his mother was not in bed, but sitting by the window with a book.

"You're not hurt, Mother?"

Diana smiled. "Did you think I was?"

"Elizabeth said you hurt your head last night. Oh, Mother, I heard it all! He threw something at you."

"Your father wasn't himself, Michael. But he didn't hurt me much."

"But why did he do it?"

"I think perhaps he was a little jealous. But let's not talk about it, son. I've got something much more interesting. Did you know that you and I and Elizabeth and the twins are going on a trip?' '

Michael's gray eyes were suddenly alight.

"Where? To Maine, like last summer? Oh, Mother, it was grand there!"

"Not to Maine this time. How would you like to go to California, Michael?? To live, I mean?"

"To live?" Michael's face clouded. He shook his head. "I wouldn't like it. I couldn't leave Roger and the choir. Oh, Mother, it would be nice for a while, but not for good!"

Diana looked at the fervent face of her ten year old son,and her voice was very gentle.

"Life is going to be very different for both of us now," she said. "Your father's gone to South America. I don't think he'll ever come back. And it will be lovely to live in a warm climate. You'll be nice and brown and healthy, and I've had an

offer to write for the movies . . . . "

"But I couldn't sing anymore."

"Of course you could. There are wonderful churches in California, just as nice as St. Stephen's."

Michael had never thought of life without Roger Bannock. He loved the man who had taught him how to sing, how to face crowds of people and never be afraid. From him he had learned that he had a soul, that there was a God inHeaven who didn't want little boys to be lonely and unhappy. How could he go away and never see Roger again?

"Mother, please let's stay in New York, please!"

A pang shot through Diana's heart. She knew of Michael's unusual fondness for the man who had done so much for him. Until today she had been grateful, for certainly Roger had done wonders with the timid little seven year old who had come to him three years ago. Because of him, Michael had developed an unusual voice. Twice he had sung at Town Hall and three times he and the other choristers had broadcast on a coast-to-coast hook-up of the NBC. But now, when she was sick and alone, a feeling of jealousy overpowered her when she thought of Roger Bannock. She was Michael's mother. What right had a stranger to claim the major part of her boy's affections?

"I'm afraid we'll have to go west," she said quietly. "There isn't much we can do about it, Michael. You see, I'm very tired and need a change. But cheer up. California is a lovely place and you'll make lots of friends."

(To be continued)

Atheism -- A Cry of Wrath

A few years ago I encountered a young atheist in the vestibule of a Catholic Church in London who, boasting of her atheism, shouted: "Every night I go out to Hyde Park and talk against God. I urge my listeners to drive the illusion from the earth. I circulate Scotland, England and Wales with pamphlets denouncing a belief in God." When she drew a deep breath thus giving me my first opportunity to speak I said to her: "Suppose I went across the street here to Soho Square and every night talked against 20-footed ghosts and 10-legged centaurs; suppose I circulated England, Scotland and Wales with pamphlets denouncing a belief in 20-footed ghosts and 10-legged centaurs. What would happen to me?" She said: "You would be crazy; they would lock you up." "Correct," said I. "Now tell me, why don't they lock you up? Don't you put God in exactly the same category of illusion as that in which I put a 20-footed ghost and a 10-legged centaur? Why would I be crazy and not you?" I had to tell her the answer: "Because if I attacked ghosts and centaurs the reason men and the traditions of mankind would tell me I was attacking a figment of my imagination — which is a mark of insanity. But when you attack God you are not attacking an illusion but something just as real as the thrust of a sword or an embrace. It is the reality of God which saves you from insanity and it is the reality of God which gives substance and energy to your attacks." And she answered: "I hate you!" To which I answered: "Now you have answered me. Atheism is not a doctrine, it is a cry of wrath." —Rt. Rev. F. J. Sheen in "War and Guilt"

Women in War

There is a beautiful significance in the following story of the first World War. A little Austrian woman was crossing the ocean on a great English liner. Most of the women on board were the wives of Englishmen and they could not forget that her country was at war with their own. During the passage they ignored her almost completely.

One morning as she was walking up and down the deck on her solitary way she passed the steamer chair of a middle-aged English woman who was knitting a gray woolen sock. Suddenly she paused in her walk and held out both hands.

"Oh," she cried in very good English, "will you not let me knit a few rows on that sock?"

The Englishwoman looked up and her face was cold and rather hard. "I think," she said, "that you would hardly want to knit any of this sock . It is going to an English colonel, my husband."

The little Austrian woman looked at the colonel's lady and there were tears in her eyes.

"Listen," she said in a low shaking voice, "I myself have a son. He is an officer in the Austrian army. But if you knew my son, I do not think you would hate him. If I knew the colonel, your husband, I do not think I would hate him either." She paused for an instant and then went on: "Now that the world is torn by war, we women must do what we can to keep a little love in it . . . May I perhaps knit a few rows on the sock?"

Silently, but with tears in her eyes, the Englishwoman handed over the gray wool.

—The Liguorian.

? THE QUESTION BOX ?

What is the best way for a woman to act toward a husband who is habitually a "silent Sphinx"?

If you have the pet name "Sphinx" for your husband, we wonder what name he has for you. Remember the verse:

Sticks and stones will break my bones,
But names will never hurt me.

That is all wrong, because names do hurt, and deeply, too. Silent and moody conduct may result from sluggish glands, business worries or from downright cussedness. If glands cause it, the man is ill. If worry causes it, then it is your job to try and soothe it out of him. But if plain cussedness is the cause, try your best to ignore it completely. Calling him names will do no good, because such a fellow delights in being a freak. Say your own prayers faithfully, and be sure that you are not the cause of it all.

Are Relics of the True Cross really Genuine?

Maybe there are some frauds, but it is certain that there are many authentic relics of the True Cross. Some unbelievers like to ridicule such relics, saying that there were "numerous enough to build a railroad across Europe." but as a matter of fact, only a small portion of the True Cross is in existence now. Relics of it are exceedingly small particles, and it would take a thousand of them to weigh an ounce. Genuine relics are proved by a signed and sealed document, which attests their truth. No relics may be exposed for public veneration in churches until they have received two letters of approbation; the first from Rome, and the other from the local Bishop. Laws such as these protect the people from deceit.

Does an Annulment have the same effect as a Divorce?

Yes and no. On the one hand, it really does grant liberty to marry, and for this reason people often say thit it is the same as a Divorce. But on the other hand, it does not dissolve a true and complete Christian marriage. Rather, it declares that what seemed to be a true Marriage was really not so. Such decisions are not made in any haphazard fashion by ecclesiastical courts, but only after long weeks and months of examining and questioning all the persons who have solid knowledge of the details of the precise case. It is worth remembering too, that the decision issued by these ecclesiastical courts depend for their value upon the truthful testimony given during the actual trial and investigation. Lies, fraud and deceit will invalidate the findings of the court, and decisions favorable to petitioners are worthless unless they reflect the absolute truth.

Does a Catholic have the right to baptize any dying non-Catholic child?

Yes. Children dying thus are in extreme spiritual necessity, and they have a right to be assisted toward Heaven. There may be many times however, when such cases are not easy to handle, because of the opposiion of the parents of such a child. The general rule of the Church is that no child of non-Catholic parentage is to be baptized, unless there is moral certainty that he is to receive a Catholic upbringing and education; and there is also the rule that any child may be baptized, if there is moral certitude that he is to receive the same Catholic rearing. This will explain why priests sometimes baptize children of divorced persons.

When non-Catholic parents in good faith refuse to allow baptism of their dying child, nothing more can be done than to recommend the child to the Mercy of God, if Baptism cannot be administered secretly. There is a choice between bitterness of the parents toward the Church and the loss of Heaven for the child, and even though the baby dies without Baptism, this evil effect cannot be avoided in any decent and proper manner.

Is there a patron Saint for prospective' mothers? ?

Yes. It is Saint Gerard, and he is often invoked by young mothers who have difficulty in childbirth. Many remarkable stories are told about the power of this Saint's intercession.

How does a St. Christopher medal preserve automobile drivers from accidents?

The tin out of which the medal is made has no power to work miracles; neither is it entirely valueless. Saint Christopher can and does aid us in our travels, and we pray for his assistance. But the Saint does not aid reckless drivers. When you drive your car faster than 50 miles an hour, St. Christopher gets out and walks.

Is Holy Water used at the Baptism of an infant? Must it be used?

At the usual church Baptisms there is a specially blessed Baptismal water used by the priest. In emergency Baptisms that same water should be used, if possible. Lacking that, a person should use Holy Water ,or even ordinary water if there is difficulty in obtaining the former. As long as real water is used, there is no doubt about the validity of the Baptism.

Is it a sin to "break the Pledge?"

The "Pledge" is a serious promise to abstain from certain liquors for a set period. It is not a vow, neither is it a mere empty formula of words. There will be sin in its violation only when the person intended to bind himself under pain of sin. When that explicit intention is lacking, there does not seem to be immediate sin present.

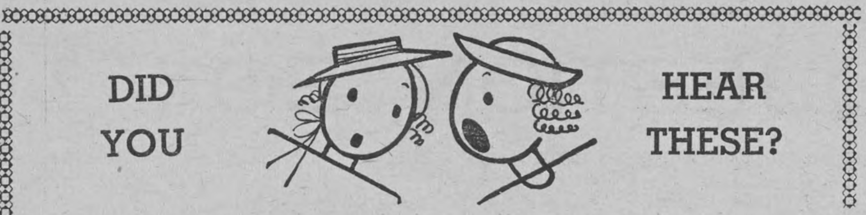
Violation of the "Pledge" may receive additional malice from the circumstances surrounding the act, too. Cruelty to one's family, wasting of one's salary, inflicting misery upon other persons may be additional features that can all add up to make the violation more sinful and evil.

A Protestant boy-friend refuses to make the premarital promises to bring up all the children as Catholics. What can be done?

One thing is most certain: the Church will not allow the marriage until these promises are made. If the man persists in his refusal, the Church will never grant the necessary dispensation. Even though he should relent and make the promises, the dispensation will not be granted until there is moral certainty that the man will keep them.

Breaking such an engagement entirely seems the hard way of solving the difficulty, but actually it may be the easier in the long run. One sharp pain is not as bad as years of lingering doubt, distress and enxiety.

Why not visit some priest, and have a talk with him? Often these cases can be ironed out smoothly, and they end happily in the conversion of the sincere non-Catholic.



"Waiter, have you forgotten me?"

"Oh, no sir, you are the stuffed calf's head."

*

"Excuse me," said the detective as he presented himself at the door of the music academy, "but I hope you'll give me what information you have, and not make any fuss."

"What do you mean?" was the indignant inquiry.

"Why, you see, we got a tip from the house next door that somebody was murdering Wagner and the Chief sent me down to work on the case."

*

The small delivery boy was bringing groceries to a new customer and had encountered a huge dog in the yard. "Come in," said the lady of the house. "He doesn't bite." The boy still hung back. "Does he swallow?" he asked.

* * *

Alec: I saw ye at the bank yesterday.

Donald: Aye.

Alec: Did you put in some money?

Donald: Nae.

Alec: Did you take out some money?

Donald: Nae.

Alec: Then ye borrit some money?

Donald: Nae.

Alec: Then what did ye?

Donald: I fillit ma fountain pen.

* * *

I don't think so much of skywriters,
In fact, I detest them, by heck;
I can't say a kind word about them;
They give me a pain in the neck.

A veterinary surgeon was instructing a farmer as to a suitable method for administering medicine to a horse.

"Simply place this powder in a gas pipe about two feet long, put one end of the pipe well back in the horse's mouth and blow the powder down his throat."

Shortly thereafter the farmer came running into the veterinary's office in a distressed condition.

"What's the matter?" asked the verterinary.

"I am dying," cried the farmer. "The horse blew first!"

*

A professor, while tramping through a field, found himself confronted by an angry bull. Wishing only to pass and not to offend the beast, the professor said: "My friend, you are my superior in strength, and I am your superior in mind, and so, being equally gifted, let us arbi trate the matter."

"Oh no," replied the bull, "let's toss for it."

The professor lost.

*

Did you hear about the Scotchman who didn't come out of his hotel room for three days and was found sitting on top of his suitcase, with his brow wrinkled in concentration, in front of a sign that read, "Think, have you left anything?"

Three jovial travellers were dining together at a hotel one day, when it was agreed between them that whichever of them possessed the oldest name should be exempt from paying the cost of the dinner each one was enjoying.

The first traveller man said: "My name is Richard Eve, and that is rather old, you must admit."

The next man replied: "My name is Adam Brown; I go further than you."

The third traveller, with a merry twinkle in his eye, took his business card from his pocket and showed it to the other two, who read on it these words, "Mr. B. Ginning."